



SCARLETT EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN

TEIL ACHT: WIEDERGUTMACHUNG

ÜBERSETZT VON
DANIELA MANSFIELD

Inhaltsverzeichnis

Enthüllungen, Teil 8:

Leserhinweis:

Buchbeschreibung:

Widmung:

Kapitel Eins

Kapitel Zwei

Kapitel Drei

Kapitel Vier

Kapitel Fünf

Kapitel Sechs

Kapitel Sieben

Kapitel Acht

Kapitel Neun

Kapitel Zehn

Kapitel Elf

Kapitel Zwölf

Ende.

Copyright 2015

Vielen Dank fürs Lesen!

Enthüllungen, Teil 8:

Wiedergutmachung

von Scarlett Edwards

Englischer Originaltitel: »Uncovering You – Part 8:
Redemption«

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield 2015

2015

Edwards Publishing

www.LuL.to

Leserhinweis:

Enthüllungen, Teil 8 enthält Szenen mit starkem emotionalem und körperlichem Missbrauch. Lesern, die empfindlich auf diese Themen reagieren könnten, wird empfohlen, Vorsicht walten zu lassen.

Buchbeschreibung:

Ich habe mich in Jeremys Herz eingeschlichen, genauso wie ich es mir vorgenommen hatte.

Doch obwohl ich bisher das Ziel hatte, ihn zu vernichten... bin ich mir nun nicht mehr so sicher.

Mein Leben wird immer noch von Geheimnissen beherrscht. Geheimnisse, die ich niemals einer lebenden Seele anvertrauen darf.

Fey und Robin bitten darum, eingeweiht zu werden. Sie möchten wissen, was mit mir geschieht.

Das kann ich nicht zulassen. Ich muss sie abweisen, denn nur Jeremy kann mich auf dieser Reise begleiten. Er ist immer da. Er ist mein einziger Anker. Unsere Leben sind unwiderruflich miteinander verflochten.

Er lässt mich nicht los.

Ich sehne mich nach Frieden. Aber ich möchte, dass dieser Friede echt ist und nicht nur die Ruhe vor dem

Sturm.

Kann ich diesen Zustand mit Jeremy Stonehart erreichen?

Meine Aussichten auf Erfolg sind gering, aber im Moment bin ich bereit, es zu versuchen.

Widmung:

Enthüllungen, Teil 8 ist meinem blauen Lieblingspullover gewidmet.

Kapitel Eins

»Lilly?«

Fey klappt regelrecht die Kinnlade herunter, als sie mich sieht.

Ich richte meine Aufmerksamkeit auf das immer noch klingelnde Telefon in meiner Hand. Jeremys Nummer ist auf dem Bildschirm zu sehen.

Ich drücke auf »Abweisen«. Ich kann später mit ihm sprechen. Jetzt muss ich mich erst einmal mit Fey unterhalten.

Als das Klingeln aufhört, wird Fey aus ihrem Trancezustand geweckt. Sie eilt herüber und prallt so heftig gegen mich, dass sie mich fast umwirft.

Als sie mich loslässt, blickt sie von mir zu Robin, dann zu mir zurück und wieder zu Robin. Sie scheint sprachlos zu sein. Vielleicht vor Schock? Ich weiß es nicht.

»Wie hast du sie gefunden?«, bringt sie schließlich

heraus, während sie ihren Verlobten anschaut.

»Die Sache ist die«, Robin zuckt mit den Schultern und schließt die Tür, »eigentlich hat sie mich gefunden.«

Fey blinzelt. »Was?«

Mein Handy beginnt wieder zu klingeln. Natürlich ist es Jeremy.

Ich kann jetzt nicht mit ihm sprechen. Ich muss zuerst die Tatsachen — alle Tatsachen — von Fey und Robin hören.

»Sie ist vorbeigefahren und hat mich gesehen«, sagt er, als ich mein Handy zum Schweigen bringe. »Was für ein Zufall.«

»Sie ist gefahren?«, fragt Fey. »Selbst?«

Sie dreht sich zu mir. »Du bist selbst gefahren?«

»Du klingst so ungläubig«, sage ich.

Sie schüttelt ihren Kopf. »Das ist es nicht, Lilly. Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Ich habe deine Nachricht bekommen. Aber jedes Mal, wenn ich versucht

habe, dich anzurufen, wurde mein Anruf abgewiesen. Oder mir wurde mitgeteilt, dass die Nummer ungültig ist. Ich habe dir auch Textnachrichten geschickt. Und E-Mails! Als ich so lange nichts von dir gehört habe, habe ich begonnen, das Schlimmste anzunehmen, und...«

»Fey, es ist in Ordnung«, sage ich und nehme ihre Hände. »Es geht mir gut. Ich bin hier, siehst du? Du musst dir keine Sorgen machen!«

Sie sieht entgeistert aus. »Sorgen? Lilly, ich war außer mir vor Angst! Ich habe dir erzählt, was Robin herausgefunden hat. Was für eine Art Mann Jeremy Stonehart ist. *Warum* er dich ausgewählt hat...«

»Du irrst dich«, unterbreche ich sie. »Ich habe dir schon einmal gesagt, was ihn und mich verbindet, ist kompliziert. Du hättest nicht hierher kommen sollen.«

Sie schaut mich mit zusammengekniffenen Augen an. »Was?«

»Aber dass du es getan hast«, fahre ich eilig fort, »zeigt, wie viel dir an mir liegt. Also, danke. Aber

wirklich...«, ich gehe in das Zimmer hinein und setze mich auf das Bett, »wir müssen die Dinge klären. Ich möchte nicht, dass du noch einmal Hals über Kopf alles stehen und liegen lässt, um nach mir zu suchen. Dein Leben ist auch wichtig, Fey. Gib meinem nicht die Priorität!«

Lass dich von meinem Leben nicht dazu verleiten, etwas Dummes zu tun, wie zum Beispiel zur Polizei zu gehen, denke ich.

Ohne Feys und Robins Anwesenheit in Kalifornien könnte immer noch alles normal sein. *Das* ist im Augenblick meine größte Sorge.

»Wie konnte ich das nicht tun, Lilly?« Sie setzt sich neben mich. Robin lehnt sich gegen den Tresen und beobachtet uns. »Und außerdem, nach dem, was du in unserem ersten Semester für mich getan hast...«

Ach ja. Nun verstehe ich Feys Hartnäckigkeit. Mist, das hatte ich vergessen, daran habe ich schon so lange nicht mehr gedacht...

Im ersten Semester haben wir alle ein wenig

übertrieben, während wir versucht haben, unseren Platz in unserem neuen Zuhause zu finden. Fey, Sonja und ich. Wir wurden von dem Reiz von Yales geheimen Verbindungen, ihren lauten Partys und natürlich den *Jungs* verführt...

Fey hat es damals am Schlimmsten erwischt. Auf ihre eigene Weise war sie unschuldig und stammte von einer wohlhabenden Familie ab. Die Verbindungen waren für ihren Drogenmissbrauch berüchtigt. Kokain war gängig und stand denjenigen, die es sich leisten konnten, uneingeschränkt zur Verfügung. Fey hat begonnen, damit herumzuexperimentieren... hat es dann gekauft... und war dann schnell dabei, jede Woche Kokain im Wert von tausenden von Dollars zu konsumieren. Das unbegrenzte Bankkonto, das ihre Eltern ihr ohne irgendwelche Bedingungen zur Verfügung gestellt hatten, sorgte dafür, dass sie es nicht herausfinden würden, es sei denn, die Dinge gerieten *wirklich* außer Kontrolle...

Und das taten sie fast. Bis Sonja und ich uns eingeschaltet und dem Ganzen ein Ende gesetzt haben. Im Nachhinein hat Fey uns gestanden, dass sie uns ihr Leben

verdankte.

Und nun versucht sie wahrscheinlich, mir das zurückzuzahlen.

Robin hebt eine Augenbraue an. »Was ist im ersten Semester geschehen?«, fragt er.

Fey schüttelt ihren Kopf. »Egal. Jetzt geht es um Lilly. Und sie befindet sich in einer Beziehung mit einem Verrückten.« Sie hält ihre Hände in die Höhe, bevor ich protestieren kann. »Vielleicht siehst du die Dinge anders. Aber du wirst es unglaublich schwer haben, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Und solange ich dir nicht glaube...«, sie schaut Robin an, »...werden Robin und ich Kalifornien nicht ohne dich verlassen.«

Ich bekomme ein flaues Gefühl im Magen.

Mist.

Dieses verdammte Handy — die Wurzel dieses ganzen Übels — vibriert auch weiterhin in meiner Handtasche. Ich erhalte einen Anruf nach dem anderen von Jeremy.

»Warte!«, sage ich zu Fey. »Gib mir nur eine

Sekunde!«

Bereit, das Handy auszuschalten, hole ich es hervor, habe dann aber eine bessere Idee.

Ich nehme ab.

Eine raue männliche Stimme grüßt mich. »Lilly.«

»Ich kann jetzt nicht mit dir sprechen«, unterbreche ich Jeremy. »Also, hör auf, mich anzurufen!«

»Ich weiß, wo du bist«, knurrt er, »und mit wem du zusammen bist.«

Mir läuft ein Schauer den Rücken herunter. Ich schüttle ihn ab. »Das ist mir egal«, sage ich. »Ich rufe dich an, wenn ich bereit bin, mit dir zu sprechen. Nach *meinen* Bedingungen. Nicht nach deinen.«

Und damit lege ich auf.

»Das war er, oder nicht?«, flüstert Fey. »Was wollte er?«

»Es spielt keine Rolle«, erkläre ich ihr. »Es ist nur wichtig, was jetzt zwischen uns dreien geschieht.«

»Lilly...«, Robin spricht zum ersten Mal. »Wir sind hierhergekommen, um dich zu finden und mit nach Hause zu nehmen. Fey ist nicht die Einzige, die sich Sorgen macht. Ich tue das auch. Vielleicht noch mehr als sie. Ich habe schreckliche Geschichten von Situationen gehört, die ähnlich sind wie deine. Die Wahrheit kommt immer erst später heraus. Es erfährt immer erst irgendjemand davon, nachdem das Mädchen verstümmelt oder getötet wurde. Wir sind hierhergekommen...«, er schaut Fey an, »...um das zu verhindern.«

»Schau!«, hauche ich. »Robin, ich zweifle das nicht an. Ich bin mir sicher, dass ihr sehr gute Gründe dafür habt, das zu denken, was ihr denkt. Aber vertrau mir! Eine *Situation* wie meine hat es noch nie gegeben.«

Ich stehe auf und beginne, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich muss sie — sie beide — davon überzeugen, dass ich vollkommen sicher bin. »Jeremy wird mich nicht umbringen«, erkläre ich ihnen.

Ich bedaure, was ich getan habe, als Robin und ich den Fahrstuhl verließen. Ich war gedankenverloren, frustriert,

erschüttert und wütend. Ich musste wissen, ob das, was Robin gesagt hat, der Wahrheit entsprach.

Und doch hat es mich in eine heikle Position gebracht, direkt vor ihm zu demonstrieren, dass mein Handy blockiert wurde. Das kann ich nicht leugnen. Robin hat es gesehen. Er hat einen unwiderruflichen Beweis dafür, dass mein Leben von einer äußeren Macht kontrolliert wird.

Zumindest *einige* Aspekte meines Lebens. Robin weiß nicht alles. Und Fey genauso wenig. Sie können nicht erahnen, was mir zugestoßen ist.

Gott sei Dank.

Wenn sie nur ein Fünkchen der Wahrheit wüssten, zweifle ich nicht daran, dass ich in diesem Augenblick von einer ganzen Polizeieinheit umkreist wäre.

»Wie ich schon erzählt habe«, fahre ich fort, »sind die Dinge zwischen mir und Jeremy kompliziert. Das sind sie wirklich. Glaub es mir einfach! Woher weißt du überhaupt, dass die Informationen, die du ausgegraben hast, korrekt sind, Robin?«

Fey beginnt umgehend zu protestieren und ihren Freund zu verteidigen. Aber Robin bringt sie zum Schweigen, indem er eine Hand auf ihren Schenkel legt. Ich nicke ihm kurz dankbar zu und fahre fort.

»Jeremy Stonehart ist ein sehr, sehr zurückgezogener Mann. Und er ist mächtig. Einer der mächtigsten Menschen im ganzen Land. Du weißt das. Stonehart Industries wird in einigen Wochen an die Börse gehen, richtig? Natürlich weißt du das. Alle sprechen darüber. Nun, woher weißt du, dass die Informationen, die du gefunden hast, nicht von einem Gegner von Stonehart Industries verbreitet wurden? Kommt es dir nicht merkwürdig vor, wie das Zutagetreten dieser angeblichen Tatsachen zeitlich mit dem Börsengang übereinstimmt? Wenn du damit an die Presse gingest...«

»Lilly«, Robin zögert und fährt dann fort. »Hör mir zu! Die Dinge, die ich herausgefunden habe, kommen nicht von den üblichen Quellen. Es ist nicht alles schwarz und weiß. Es gibt auch eine große Grauzone. Aber wenn genügend Fakten in eine bestimmte Richtung zeigen, nun, das führt dich normalerweise sehr nahe an die Wahrheit

heran.«

»Hast du ihn danach gefragt?«, mischt Fey sich ein.
»Du hast es ihm nicht gesagt, oder? Denn Lilly, wenn er vermutet, dass du es weißt...«

»Nein!«, sage ich und lüge nach Strich und Faden.
»Natürlich nicht! Nichts von dem, was du mir erzählt hast, ist mir jemals über die Lippen gekommen.«

»Gut«, sagt Robin. »Belasse es dabei!«

»Schau, wir wissen, dass du intelligent bist. Wir wissen, dass du klug bist«, sagt Fey. »Und wir wissen, dass du glaubst, du wüsstest genau, was du tust. Aber Lilly, du musst verstehen, wie verdächtig all das von außen aussieht...«

»Da!« Ich wirbele herum und falle ihr ins Wort.
»Genau das ist es, Fey. *Du* siehst die Dinge nur von außen. Du warst nicht mit mir zusammen. Du hast nicht die Dinge erlebt, die ich erlebt habe. Jeremy und ich sind auf einer zutiefst intimen Ebene miteinander verbunden. Das Gesicht, das er der Welt zeigt, ist nicht das gleiche, das er

mir zeigt.

Ich kenne ihn als Mann«, erkläre ich ihnen. »Als ein menschliches Wesen. Nicht als den unfehlbaren Geschäftsmogul, den alle anderen sehen. Wir sind jetzt seit einigen Monaten zusammen. Glaubt ihr nicht, wenn er wirklich etwas... Ungehöriges... beabsichtigen würde, dass das bereits geschehen wäre?«

»Nein«, sagt Robin. »Genau darum geht es, Lilly. Er würde wollen, dass du dich sicher und behaglich fühlst und dann...«

»Und dann was?«, keife ich. »Wenn du mir sagst, dass er mich umbringen wird, werde ich auf direktem Wege das Zimmer verlassen. Er hat mir so viel gegeben, Robin. Schau mich an! Fey. Schau mich an! *Sehe* ich wie jemand *aus*, der sich in Gefahr befindet? *Sehe* ich wie jemand *aus*, der gerettet werden muss?

Nein«, beharre ich. »Ich bin eine Angestellte seines Unternehmens. Wenn ich plötzlich verschwinden würde, meint ihr nicht, dass die Menschen das merken würden? Darum macht ihr euch doch letztendlich Sorgen, oder

nicht? Dass er mich irgendwo in eine Zelle sperrt und verhungern lässt?«

»Das haben wir nie gesagt«, murmelt Fey leise. Ihre Augen verengen sich misstrauisch. »Glaubst *du*, das könnte passieren?«

»Nein!«, sage ich schnell. *Zu schnell.*

Mist! Dies gerät außer Kontrolle.

Es ist schwer genug, meine Emotionen im Zaum zu halten, während ich spontan versuche, einer misstrauischen Zuhörerschaft zu erklären, wie es kommt, dass ich mich sicher fühle — obwohl ich *weiß*, dass ich es nicht bin. Zur gleichen Zeit muss ich die Lügen von der Wahrheit trennen, während ich *immer noch* versuche, die Dinge zu berücksichtigen, die Fey und Robin wissen, und mit dem zu vergleichen, was ich *weiß*, und zu entscheiden wie viel ich bereit bin preiszugeben.

»Nein«, fahre ich fort und bleibe bei meiner Lüge.

»Nein! Jeremy ist nicht so. Er sagt, dass er mich liebt. Ich glaube ihm. Ich kann von einem Mann, der auf diese Weise

empfindet, nichts Böses erwarten.«

»Und du?«, fragt Fey. »Liebst du ihn, Lilly? Ist es *deine* Liebe, die dich blind für die Wahrheit macht? Ist es *deine* Liebe, die dich davon abhält, die Dinge objektiv zu betrachten?«

»Ich *betrachte* die Dinge objektiv!«, platzt es aus mir heraus. Ich könnte mir die Haare raufen, wenn ich sehe, wie schlecht dieses Gespräch verläuft. »Fey, ich habe es dir schon einmal gesagt. Du musst dir über mich keine Sorgen machen. Mein Leben ist geregelt. Alles ist unter Kontrolle. Vertrau mir!«

»Und was ist dann mit dem Handy, Lilly?«, erinnert Robin mich. Er klingt so, als würde er sich am Rand eines Abgrunds befinden, unsicher, ob er mir vertrauen oder ob er sich stattdessen auf sein Bauchgefühl verlassen soll. »Draußen konnte ich dich nicht anrufen.«

»Okay«, gebe ich zu, »er ist vielleicht ein bisschen besitzergreifend. Vielleicht hat er einige kontrollierende Tendenzen. Ich habe nie behauptet, er sei perfekt! Aber ist es keinem von euch beiden klar, dass er diese

Charaktereigenschaften aufweisen musste, um bis nach ganz oben zu gelangen?«

»Lilly«, sagt Fey leise, »du solltest dich selbst reden hören! Du hast gerade zugegeben, dass er deine Telefonanrufe kontrolliert. Diese Art von Verhalten ist weder normal noch gesund. Das ist keine gute Beziehung, in der du dich befindest. Wenn das sein einziger Fehler wäre, wäre ich bereit, ihn zu übersehen. Ich wäre bereit, dir zu glauben, wenn du sagst, dass die Dinge von innen betrachtet hell und rosig sind. Verdammt, ich wäre jetzt nicht hier, wenn das alles wäre.«

Sie wirft einen kurzen Blick zu Robin. »Aber das ist nicht alles. Das ist nicht einmal ein Zehntel. Du kennst deine Verbindung zu ihm. Durch deinen Vater. Du weißt, durch ihn hat er dich gefunden —«

»Das tue ich nicht!«, sage ich. »Und ihr auch nicht. Ihr *vermutet* das nur. Aber Robin hat es selbst gesagt. Es gibt keine Möglichkeit, das zu beweisen.«

»Lilly —«

»Aber lasst uns einmal annehmen«, fahre ich ihr über den Mund, »dass Robins Intuition und seine Nachforschungen korrekt sind. Einfach, um den Gedanken einmal durchzuspielen, okay?«

Fey beginnt, etwas zu sagen, und hält dann inne. Sie nickt mir zu, sodass ich fortfahre.

»Okay. Also ihr glaubt — ihr beide — dass Jeremy mich absichtlich ausgesucht hat, um sich für den Tod seiner Mutter zu rächen. Der Tod, der angeblich von meinem Vater verursacht wurde, den ich mein ganzes Leben lang *nicht gekannt* habe. Stimmt das soweit?«

Fey sieht so aus, als wäre sie bereit dazwischenzufahren. Und wieder beschwichtigt Robin sie, indem er eine Hand auf ihren Schenkel legt. »Richtig«, sagt er.

»Aber zuerst hat er versucht, an meinen Vater heranzukommen, ja? Und als er herausgefunden hat, dass der geistig instabil ist, hat er seine Aufmerksamkeit auf mich gerichtet?«

Fey und Robin nicken beide.

»Nun, wenn das alles stimmt, hat er mich bereits! Ich bin seit Monaten mit ihm zusammen. Wir leben zusammen. Während dieser Zeit hätte er mit mir machen können, was er wollte. Stattdessen hat er mich mit teuren Kleidern überschüttet. Mit Geschenken. Mit einem Leben von unvorstellbarem Luxus.

Ich habe alles, was ich brauche. Und mehr. Ich habe noch mehr, Fey. Ich habe meine Freiheit. Ich besitze wahre Autonomie.

Du erinnerst dich daran, wie ich in Yale geschuftet habe, richtig? Das war Tag und Nacht, ohne Pause, hart und lange. Ich habe so richtig rangeklotzt. Ich meine, verdammt, du und Sonja haben sich solche Sorgen um mich gemacht, ihr habt mich an einem Wochenende in das Spiel hineingeschmuggelt, erinnerst du dich?«

»Natürlich erinnere ich mich«, sagt sie.

»Aber dann erinnerst du dich auch daran, wie schwer ich arbeiten musste. Wie viele Stunden Schlaf habe ich

durchschnittlich pro Woche bekommen? Wie viele pro Nacht? Vielleicht fünf, wenn ich Glück hatte?

Ich war ein Sklave meiner Vorlesungen. Mein ganzes Leben drehte sich nur darum, meine nächste Hausarbeit pünktlich abzugeben. Du und Sonja waren jedes Wochenende aus. Ihr konntet abschalten. Ich bin vielleicht jedes zweite Wochenende mit euch ausgegangen. Nicht einmal das. Wenn überhaupt, einmal im Monat.«

»Das stimmt«, murmelt Fey.

»Und du hast Robin kennengelernt.« Ich zeige in seine Richtung. »Du hast es bereits fertiggebracht, das College zu genießen. Ich meine, *alles* am College. Nicht nur die Ausbildung.

Doch wie sah mein Leben dort aus? Ich habe Yale als nichts anderes als ein Sprungbrett angesehen. Etwas, das ich durchlaufen musste, um in einer besseren Position als meine Mutter zu enden.

Ich habe dich getroffen, und ich habe Sonja getroffen«, sage ich. »Und dich auch, Robin. Und dafür bin ich so

dankbar. Es wird gesagt, dass Beziehungen das Wichtigste im Leben sind. Wenn ihr drei das Einzige wärt, das ich von dort mitnehme, wäre ich immer noch dankbar.

Aber ich habe noch mehr bekommen. Ich habe... Jeremy bekommen. Und er hat mich befreit. Das hat er wirklich getan. Er hat mir gezeigt, dass mein Leben aus mehr als nur Büchern und Arbeit bestehen könnte. Er hat mir die Art von Freiheit verschafft, die ich niemals hatte. Eine Freiheit, von der eigentlich nicht einmal wusste, dass ich sie vermisst habe, bis ich ihn getroffen habe.

Erinnere dich, Fey! Ich hatte dort kein Vollstipendium wie Sonja. Meine Eltern sind auch nicht für die Studiengebühren aufgekommen. Ich konnte mich auf niemand anderen als mich selbst verlassen. So bin ich aufgewachsen. Ich beklage mich nicht darüber«, füge ich eilig hinzu, »ich sage nur, dass ich jetzt endlich jemanden habe, auf den ich mich stützen kann. Ich kann mich auf Jeremy verlassen.

Aber ich muss es nicht«, sage ich schnell, als ich sehe, dass sie bereit ist, mich zu unterbrechen. »Ich habe meine

eigene Arbeit. Mein eigenes Einkommen. Es steht mir frei, ihn zu verlassen, wann immer ich möchte.«

»Warum tust du es dann nicht?«, fragt Fey. »Warum siehst du es nicht so, wie wir es tun? Warum steigst du nicht direkt aus, während du es noch kannst? Bevor dir etwas Schlimmes zustößt?«

»Weil mir nichts Schlimmes zustoßen *wird*«, behaupte ich. »Ich befinde mich bei Jeremy in keinerlei Gefahr. Davon bin ich überzeugt.«

Robin atmet schwer aus. Er steht auf. Als er spricht, klingt er sehr ernst. »Du lässt es wie ein Märchen erscheinen, Lilly«, erklärt er mir. »Aber das ist es nicht. Es ist das wahre Leben.«

»Ja«, sage ich. »Ja. Genau. Es *ist* das wahre Leben, Robin. Und es ist *mein* Leben. Du kannst mir nicht vorschreiben, was ich damit tun soll.«

»Liebes, das tun wir nicht!« Fey steht vom Bett auf und geht hinüber zu Robin. »Wir sind deine Freunde. Wir machen uns Sorgen. Wir wären nicht hier, wenn das nicht

der Fall wäre.«

»Ich weiß«, sage ich leise. Ich muss jetzt vorsichtig sein, denn ich glaube, ich bin nahe daran — sehr nahe — ihre Bedenken zu mildern. Zumindest ein bisschen.

Genügend, damit sie ohne mich im Schlepptau nach Yale zurückkehren. »Aber das müsst ihr nicht. Ich verstehe, was hier geschieht. *Ich* verstehe den Mann, mit dem ich zusammen bin — mehr als ihr das tut. Ihr kennt Jeremy nicht so wie ich. Ihr wisst nicht, wer er tief in seinem Inneren ist. Ihr habt keine Zeit mit ihm verbracht.«

»Das ist der Grund, warum unsere Wahrnehmung der Situation nicht verzerrt ist«, sagt Robin überzeugt. »Das ist der Grund, warum wir den Wald hinter den Bäumen sehen können, Lilly! Verdammt! Bist du nicht zumindest ein bisschen darüber besorgt, wie die Dinge sich entwickeln?«

»Ja!«, betone ich. Meine Emotionen beginnen wieder überzukochen. Ich weiß, dass ich sie unter Kontrolle halten sollte. Aber es fühlt sich so an, als würden wir uns hier im Kreis bewegen.

Und ich habe *immer noch nicht* die bleibende Wut darüber vergessen, dass Jeremy mich angelogen und getäuscht hat. Das Frustrierende daran ist, dass ich das nicht zeigen darf. Die Maske, die ich für Fey und Robin aufsetzen muss, muss sie davon überzeugen, dass zwischen Jeremy und mir alles perfekt ist. »Ich mache mir *Sorgen*, dass ihr so ein großes Interesse an meinem Leben entwickelt habt. Ich mache mir *Sorgen*, dass ihr den Eindruck hattet, ihr müsstet durchs ganze Land reisen, um nach mir zu suchen. Ich mache mir *Sorgen*, dass ihr —«, ich zeige mit dem Finger auf Robin und schließe Fey mit einer ausladenden Bewegung ein, »— so viel Interesse an meinem Leben entwickelt habt. Robin, du hast mich vorhin gesehen. Was habe ich getan? Ich bin gefahren. Allein. Wenn ich es gewollt hätte, hätte ich auf den Freeway und den ganzen Weg bis nach Kanada fahren können. Nichts hält mich hier. Niemand zwingt mich zu bleiben. Siehst du das nicht? Könnt ihr beide nicht sehen, dass, was auch immer Jeremy zu Beginn zu mir geführt haben mag, irrelevant geworden ist?«

»Also glaubst du es!«, wirft Fey ein.

»Ich weiß nicht.« Ich schüttle meinen Kopf. »Es spielt keine Rolle, was ich glaube. Das ist die Annahme, die wir für diese Diskussion getroffen haben, oder nicht? Also was soll's, wenn Robins Nachforschungen korrekt sind? Selbst wenn sie das sind — ich sage es dir noch einmal, ich sage es euch beiden noch einmal: Ich habe von Stonehart nichts zu befürchten!«

»Stonehart?«, blinzelt Fey. »Ich dachte, du nennst ihn Jeremy?«

Mist! denke ich. Das habe ich nun davon, dass ich aus der Hitze des Augenblicks heraus gesprochen habe.

In meinem Geist entspringt jede Gefahr, die ich von Jeremy spüre, nur dem Augenblick, in dem er Stonehart ist.

Ich ignoriere es fast und lasse meine Hand durch mein Haar gleiten. Ich fühle mich von Minute zu Minute nervöser.

Mist, das verläuft nicht so, wie ich es geplant habe.

»Das ist das Gleiche«, sage ich schnell. »Und

außerdem —«

»Lilly«, unterbricht Robin mich. Er scheint zu zögern. Ich erinnere mich daran, wie Fey mir einmal erzählt hat, dass er mich einschüchternd fand, als wir uns kennengelernt haben. Er ist jedoch selbstsicherer geworden, seitdem wir uns in Yale zum ersten Mal über den Weg gelaufen sind. »Du solltest dich selbst reden hören. Du bist vollkommen verwirrt.« Er wirft mir einen festen Blick zu — natürlich keinen, der sich mit den Blicken vergleichen lässt, die ich in der Vergangenheit von Jeremy bekommen habe. Und trotzdem gibt er mir ein ungutes Gefühl. Vielleicht ist das aufgrund der Schuldgefühle und der kognitiven Dissonanz, die ich spüre, weil ich meine Freunde fortwährend anlügen muss. Vielleicht kommt es auch von der Unsicherheit, die diese Situation umgibt. Vielleicht ist es von der Angst, dass mein Handy tatsächlich aufgehört hat zu klingeln, seitdem ich Jeremy gesagt habe, er solle mich nicht mehr anrufen. Ich habe das ernüchternde Gefühl, dass er tatsächlich auf mich gehört hat.

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich mich nun innerlich schlechter fühle, als ich es tun würde, wenn ich vor die strengsten Richter und Ankläger gestellt würde. Ich hasse es, meine Freunde anzulügen.

Robin tritt einen vorsichtigen Schritt auf mich zu. »Bist du sicher«, beginnt er langsam, »dass es nicht doch etwas gibt, was du uns verheimlichst?«

Meine Abwehr schießt wieder in die Höhe. »Ja, ich bin mir sicher«, fauche ich. »Wie kann ich dich noch überzeugen? Fey, was willst du noch? Genügt dir mein Wort nicht? Du kannst sehen, dass ich in Sicherheit bin, dass es mir gut geht und dass ich in Ruhe gelassen werden möchte. Warum könnt ihr das nicht respektieren?«

»Sie steckt schon zu tief in der Sache drin«, sagt Fey zu Robin. »Du hattest Recht. Sie hört nicht auf uns.«

»Ich stehe genau hier!«, schreie ich fast. »Sprich direkt mit mir!«

»Gut«, Fey dreht sich zu mir. Ihre Augen brennen. »Weißt du, was ich glaube, Lilly? Ich glaube, dass du uns

nur Mist erzählt hast. Ich glaube, tief in dir drinnen *weißst* du, dass Robin die Wahrheit herausgefunden hat. Aber du weigerst dich, es dir selbst einzugestehen. Du bist zu *stolz*, um uns gegenüber zuzugeben, dass du einen Fehler gemacht hast. Dass du die Art von Mann, die *Stonehart...*«, sie betont seinen Nachnamen, während sie mich finster anblickt, »wirklich ist, falsch gedeutet hast. Ich glaube, dass du so eng an ihn gebunden bist, dass es nichts gibt, das wir dir sagen könnten, das dich dazu bringen könnte, ihn zu verlassen.«

»Wenn du das glaubst, warum bist du dann hier?«, hinterfrage ich mit der gleichen Intensität und Leidenschaft. »Warum bist du hierhergekommen?«

»Ich bin hierhergekommen«, sagt Fey und ergreift Robins Arm, »*wir* sind hierhergekommen, da du uns etwas *bedeutest*, Lilly. Wir machen uns Gedanken darüber, was dir mit dir geschieht. *Wir* machen uns Gedanken, denn wir haben die Nachricht abgehört, die du mir hinterlassen hast — ja, ich habe Robin zuhören lassen, ich habe keine Geheimnisse vor ihm — und wir haben uns Sorgen

gemacht, als du nicht mehr erreichbar warst. Oder haben die Dinge sich geändert? Ist das, was du auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hast, nicht länger gültig?«

Ich habe das Gefühl, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen. »Natürlich sind sie noch gültig«, sage ich leise. Schuldgefühle nagen an mir. Ich sinke in einen Sessel.

Ich möchte nur noch allein sein. Ich brauche Zeit zum Nachdenken und um mir darüber klar zu werden, was um mich herum geschieht. Ich möchte mich in irgendein leeres Vakuum zurückziehen, wo die Zeit stillsteht, und erst wieder daraus hervorkommen, wenn ich bereit bin, der Welt erneut gegenüberzutreten.

Ich weiß, dass ich diesen Luxus nicht habe.

»Dann höre auf das, was wir sagen!«, fleht Fey mich an. »Hör zu und versuche, die Dinge aus unserer Perspektive zu betrachten!«

»Ich höre zu«, sage ich. »Ich habe jedes einzelne Wort gehört. Aber es ist nur... Du weißt nicht, wie es ist, Fey.

Du hast Jeremy nicht von innen heraus gesehen oder erfahren.«

»Dann lass uns!«, fordert Robin.

Ich blinzele. »Was?«

»Lass uns sehen, wie Jeremy wirklich ist!« Robin wirft Fey einen kurzen Blick zu und fährt dann fort. »Du sagst, wir hätten ein verzerrtes Verständnis davon, wer er ist. Überzeuge uns vom Gegenteil! Stell ihn uns vor! Vielleicht werden wir aufhören, uns Sorgen zu machen, wenn wir die Dinge so sehen wie du.«

Ich beiße mir auf die Lippen. Ich soll Jeremy mit Robin und Fey bekannt machen? Nun, Fey hat er bereits getroffen, das wäre kein großes Problem. Aber mit ihrer neuen Einstellung zu den Dingen wäre sie sogar noch prüfender als ihre Mutter es während unseres Brunches war. Und Robin wird auch misstrauisch sein.

Aber dann wiederum, hat Jeremy nicht gesagt, er würde Robin gern einmal kennenlernen, als er gehört hat, dass er vom *Economist* eingestellt wurde? Vielleicht

waren das nur leere Worte, die er in der Anwesenheit anderer von sich gegeben hat.

Wenn ich zustimme, wie wird Jeremy reagieren, wenn er das herausfindet? Ich muss einige Dinge — *viele* Dinge — mit ihm klären, bevor ich für ein weiteres Treffen von uns vieren bereit bin.

»Das... könnte schwer zu arrangieren sein«, sage ich langsam. »Du weißt von der bevorstehenden Börseneinführung. Seine Verpflichtungen nehmen sehr viel Zeit in Anspruch —«

»Wenn du ihm wirklich so viel bedeutest, wie du glaubst«, unterbricht Fey, »wird er sich die Zeit nehmen. Für dich.« Sie schaut ihren zukünftigen Mann an. »Ich finde, Robin hat Recht. Das ist eine gute Idee. Lass uns Jeremy zusammen treffen.« Sie wendet sich wieder mir zu. »Das ist die einzige Art, mich davon zu überzeugen, dass du in Sicherheit bist.«

»Gut«, seufze ich. »Gut. Okay. Das lässt sich einrichten.«

»Großartig«, sagt Fey. Sie greift nach meinem Arm.

»Lass uns gehen!«

»Was, *jetzt*?«, frage ich ungläubig.

»Ja, *jetzt*«, antwortet Fey. »Ich werde dich nicht aus den Augen lassen, Lilly Ryder, bis du mich davon überzeugt hast, dass sich dein Leben nicht in Gefahr befindet.«

»Fey, wir können jetzt nicht gehen«, erkläre ich ihr.

»Er ist nicht hier.«

»Wo ist er?«

»Boston.«

»Oh.« Sie stutzt. »Nun, wann kommt er zurück?«

»Morgen Abend«, antworte ich. »Oder vielleicht am Montag. Es kommt darauf an.«

»Warum fliegen wir nicht alle dorthin?«, schlägt Robin vor. »Lilly, der Flug wird uns mehr Zeit geben, uns zu unterhalten. Fey, du weißt, dass du am Montag zurück an der Uni sein musst. Wir haben unsere Vorlesungen«,

erinnert Robin sie.

»Die Vorlesungen können warten«, sagt sie mit vollkommener Überzeugung. »Wenn das Wohlergehen meiner Freundin gefährdet ist, rückt alles andere in den Hintergrund.«

»Fey—«, beginne ich.

»Nein!«, faucht sie mich an. »Versuch nicht, mir etwas anderes einzureden, Lilly! Du hattest die Möglichkeit, mich zu überzeugen. Du hast versagt. Es gibt für dich nur einen Weg, mich dazu zu bringen, dich in Ruhe zu lassen. Und die besteht darin, Jeremy Stonehart zu treffen. Heute Abend.«

Kapitel Zwei

Einige Stunden später sitze ich zwischen Robin und Fey in einem Linienflug nach Boston.

Ich hatte keinen Augenblick Zeit, um mit Jeremy allein am Telefon zu sprechen, seitdem er angerufen hat. Und niemals im Leben werde ich mich mit ihm unterhalten können, während meine beiden Freunde sich in Hörweite befinden.

Ich habe ihm jedoch eine SMS geschickt, um ihm mitzuteilen, dass wir kommen. Er hat mit einem einzigen Wort geantwortet:

Inakzeptabel.

Mir sank das Herz in die Hose, als ich es auf dem Bildschirm sah. Aber ich habe unbeeindruckt weitergemacht, Überzeugung geheuchelt und gesagt:

Zu schade. Wir kommen. Nichts zu machen.

Dann habe ich mein Handy ausgeschaltet und das Flugzeug betreten.

»Es sieht so aus, als würde dein Wunsch in Erfüllung gehen«, sage ich nur halb scherzend zu Fey, als wir abheben. »Du hast gesagt, du würdest Kalifornien nicht ohne mich verlassen.«

Sie zeigt mir ein dünnes Lächeln, nimmt dann meine Hand und drückt fest zu.

Während des sechsständigen Fluges steigt die Spannung zwischen uns. Fey ist nervös. Das merke ich. Robin ist es auch. Aber er verbirgt das gut.

Und ich? Ich habe große Angst. Nicht vor dem, was heute Abend geschehen wird, sondern vor den möglichen Konsequenzen dieses Treffens. Ich habe Jeremy damit auf die unpassendste Art und Weise überfallen. Zum schlimmstmöglichen Zeitpunkt. Als er mich eingeladen hat,

mit ihm zu fliegen, hat er mir gesagt, dass er während dieser Reise beschäftigt sein würde und wir keine Zeit für einander haben würden. Dieser Überfall bringt seinen Terminkalender definitiv durcheinander.

Stunden später landen wir. Fey setzt ein mutiges Gesicht auf. Aber ich kann sehen, wie Sorge und Angst an ihr nagen. Ebenso an Robin.

Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Ich meine, verdammt, man schaue uns an. Was sind wir? Drei Jugendliche im Collegealter, die kurz davor sind, einen der mächtigsten Geschäftsmänner des Landes zu treffen? Eine Fassade der Stärke ist lächerlich. Jeder wäre eingeschüchtert, wenn er Jeremy treffen müsste.

Worum ich mir am meisten Sorgen mache — etwas, das ich nicht ändern kann — ist, dass Jeremy und ich im Voraus keine Gelegenheit haben werden, miteinander zu sprechen. Ich werde nicht in der Lage sein, ihn mit der Frage zu konfrontieren, warum er mein Handy gesperrt hat. Wir werden nicht in der Lage sein, die vereinigte Fassade aufbauen zu können, die wir benötigen, um sie Robin und

Fey zu präsentieren.

Diese Situation wird von uns beiden verlangen, spontan zu improvisieren, wobei ich hoffe, dass wir den anderen gut genug kennen, um irgendwelche bedeutende Patzer und große Katastrophen vermeiden zu können.

Einige Paare kennen sich so gut, dass sie fast die Gedanken des anderen lesen können. Jeremy und ich sind nicht so. Wir befinden uns ganz weit weg an entgegengesetzten Enden des Spektrums. Sein Geist ist für mich so undurchsichtig wie meiner für ihn. Und er weiß immer noch nichts von meinen ultimativen Absichten.

Niemand tut das. Es ist noch niemandem gestattet, etwas darüber zu wissen, weil die Dinge immer noch vereitelt werden könnten. Meine wachsenden Gefühle für ihn seien verdammt! Jeremy *muss* für die Dinge bezahlen, die er mir angetan hat, als er noch Stonehart war. Das *muss* er einfach. Das ist ein Versprechen, das ich mir selbst gegeben habe. Ich werde mich weder jetzt noch irgendwann später einschüchtern lassen.

Halte ich mich daher für fähiger als Fey und Robin,

heute Abend Jeremy Stonehart gegenüberzutreten?
Natürlich. Das habe ich bereits bewiesen. Der schwierige Teil ist nur, dass unser Schauspiel vor einem lebendigen und misstrauischen Publikum fortgesetzt werden muss.

Gerade, als wir die Empfangshalle des Internationalen Flughafens von Boston betreten, kommt mir ein Gedanke. »Hey, Fey«, sage ich. »Wie hast du eigentlich den Namen von Jeremys Vater herausgefunden?«

»Was?«, fragt sie. »Ich kenne den Namen seines Vaters nicht. Warum sollte ich auch? Spielt das eine Rolle?«

»Aber, ja, das tust du«, sage ich. »Du hast mir eine SMS geschickt, Erinnerst du dich nicht?«

»Nein.« Fey schüttelt ihren Kopf. »Das habe ich nicht. Ich —«

»Entschuldigen Sie bitte.« Fey, Robin und ich werden von einem Sicherheitsbeamten angesprochen. Als ich hochschaue, sehe ich, dass wir noch von vier weiteren umgeben sind. Alle sind bis an die Zähne bewaffnet. Sie stellen auffällig ihre Waffen zur Schau. »Ist eine von Ihnen

Miss Ryder?«

Furcht überkommt mich. Der Strom der Passagiere, die das Flugzeug verlassen, macht einen großen Bogen um uns herum wie ein Fluss, der sich um einen Felsen herum teilt.

»Ja«, sage ich. »Das bin ich.«

»Ich muss Sie bitten, mit uns zu kommen«, teilt er mir mit. »Ihre Freunde können hier warten.«

»Moment mal!«, schaltet Fey sich ein. »Was hat das alles zu bedeuten? Sie können sie nicht einfach grundlos von uns trennen!«

»Bitte bleiben Sie ruhig!«, antwortet er. »Es gibt kein Problem. Dies ist nur eine routinemäßige Sicherheitsdurchsuchung. Miss Ryder, wenn Sie bitte mit uns kommen würden?«

Ich trete von Fey und Robin weg auf den Beamten zu. Fey ergreift meinen Arm und versucht, mich zurückzuziehen. »Warte!«, fordert sie mich auf.

»Fey, lass los!«, sage ich zu ihr. Ich habe keine Ahnung, was hier geschieht. Keine Ahnung, in was für

einen Mist ich verwickelt bin. Aber eines ist sicher: Wenn es Probleme gibt, hat Jeremy seine Finger im Spiel.

Ich weiß nur nicht wie.

Die Beamten um uns herum treten alle einen bedrohlichen Schritt näher auf uns zu. Derjenige, der auf mich zugekommen ist, schaut Fey an, als hätte sie eine tickende Zeitbombe um ihren Bauch geschnallt.

»Fey«, sagt Robin langsam und achtet darauf, keine plötzlichen Bewegungen zu machen, »ich glaube, es ist besser, wenn du Lilly loslässt.« Er wirft einen kurzen Blick auf die Männer um uns herum. »Schau, wo wir uns befinden!«

Fey sieht in seine Richtung. Für einen angespannten, unsicheren Augenblick, der eine Ewigkeit zu dauern scheint, fühlt es sich so an, als würde ihr Griff um meinen Arm herum sich niemals lösen. Gefahr pulsiert durch die Luft wie etwas Lebendiges.

Dann lösen sich ihre Finger. Langsam lässt sie mich los. Die Feindseligkeit, die von den Beamten ausgegangen

ist, vermindert sich.

Zumindest ein bisschen.

»Okay«, sage ich zu dem Verantwortlichen. »Wohin?«

»Folgen Sie mir einfach!«, erwidert er. Der Rest seiner Gruppe umgibt mich wie eine eiserne Rüstung, die von einem Magneten angezogen wird.

»Wir werden dich nicht einfach im Stich lassen!«, ruft Fey, als wir davongehen. »Wir werden herausfinden, was los ist, und dich da herausholen, Lilly! Mach dir keine Sorgen!«

Genau darum mache ich mir die meisten Sorgen,
möchte ich am liebsten sagen.

Ich gehe dem Beamten an der Spitze hinterher. Wir werden von der dichten Gruppe der anderen Sicherheitsleute umgeben. Ich erkenne die Flure und Orte wieder, an denen wir vorbeikommen. Das letzte Mal, als ich an diesem Flughafen war, dachte ich, ich wäre fast schuldenfrei und würde inzwischen kurz davor stehen, meinen Abschluss zu machen.

Wie naiv ich doch war. Wie jung. Das Mädchen, das damals durch diese glänzenden Flure gegangen ist, war ganz anders als die Frau, die ich jetzt bin.

Wir verlassen den Hauptstrom des Fußgängerverkehrs und treten durch eine schwere Tür. Nach den elektrischen, pulsierenden Lampen ist die Atmosphäre hier wie in einem Kerker. Die Wände befinden sich dicht aneinander. Die Lichter sind dunkel. Unsere Schritte hallen in dem leeren, metallischen Raum wider.

Der Mann, der vorausgeht, hält vor einer schweren, verschlossenen Tür an. Sie sieht wie der Eingang zu einem dieser Verhörzimmer aus, die man in Krimis im Fernsehen sieht. Er holt eine Sicherheitskarte hervor und führt sie durch das Lesegerät. Die Tür öffnet sich.

Ich schaue hinter mich. Die vier anderen Beamten stehen in einem undurchdringlichen Halbkreis um mich herum. Es gibt kein Entkommen.

»Bitte hier hinein«, sagt der Anführer höflich.

Ich nicke, atme tief ein und trete durch die Türen

hindurch.

Kapitel Drei

Was ich darinnen vorfinde, ist gänzlich unerwartet.

Oder eher, *wen* ich darinnen vorfinde.

Jeremy ist dort. Ich hatte das Gefühl, dass er dahinter stecken musste. Seine Anwesenheit überrascht mich allerdings nicht so sehr wie die seines Gefährten.

Es ist Hugh.

Hugh Blackstone, der Mann, der sich mit mir davongestohlen und das Halsband hervorgezogen hat. Hugh Blackstone, das Vorstandsmitglied, das sich in meiner Erinnerung am schärfsten gegen die Entscheidung ausgesprochen hat, Stonehart Industries an die Börse zu bringen.

Hugh Blackstone... *Jeremys Vater?*

Hinter mir schließt sich die Tür mit einem lauten, metallischen Knall. Das Geräusch erschreckt mich, sodass ich mich umdrehe. Der Beamte ist verschwunden. Ich bin

in diesem Raum mit Jeremy und Hugh eingesperrt.

In der Mitte steht ein Tisch, der am Boden befestigt ist. Es gibt keine Stühle. Ich werfe einen kurzen Blick auf eine Wand mit einem Spiegel. Meine erste Vermutung war richtig. Dies *ist* ein Verhörraum.

Wenn ich geglaubt hätte, die Atmosphäre zwischen mir und den Wachleuten war angespannt, war das nichts im Vergleich zu der Feindseligkeit, die mir nun entgegengebracht wird. Jeremy und Hugh stehen beide auf der anderen Seite des Tisches. Sie schauen sich nicht an. Jeremy überragt den kleineren Mann, und doch spüre ich eine bestimmte... Achtung... die er ihm entgegenbringt.

Sie ist fast unmerklich. Ich wäre nicht in der Lage gewesen, sie zu bemerken, wenn ich Jeremys Körpersprache nicht bereits so gut kennen würde. Die Art und Weise, wie er steht: nicht wie üblich im Vordergrund und an der Spitze, sondern einen halben — oder vielleicht sogar einen viertel oder sogar nur einen achtel — Schritt dahinter. Es ist die Position seiner Hände: beide in seinen Vordertaschen. Ich habe das noch nie zuvor an ihm

gesehen.

Aber ganz besonders ist es an der widersprüchlichen Ausdrucksweise zu erkennen, die sich in seinen Gesichtszügen widerspiegelt. Normalerweise ist er ein Experte, wenn es darum geht, seine Emotionen zu verbergen. Sein unglaubliches Pokerface und all die Unverwundbarkeit. Aber in diesem Augenblick erinnert er mich ein wenig an Robin: Er versucht, ein Gesicht aufzusetzen, um jemanden von etwas zu überzeugen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Nicht mit seiner üblichen Ausdruckskraft und Selbstvertrauen.

Könnte es dann stimmen? Könnte Hugh wirklich Jeremys Vater sein?

Über all diese Dinge denke ich in dem Bruchteil einer Sekunde nach. Denn länger dauert es nicht, bevor Jeremy wieder die Führung übernimmt.

»Lilly.« Er tritt auf mich zu und nimmt seine Hände aus den Taschen. Zwei Fäuste landen auf dem Tisch zwischen uns. Seine Stimme ist brüsk, heiser, tief... und ärgerlich. »Du hast zwanzig Worte, um zu erklären, was zum Teufel

hier gespielt wird. Los!«

Ich schnaube vor Wut. Vielleicht kann Jeremy mir unter vier Augen Befehle erteilen. Doch in Hughs Gegenwart — und in meinem momentanen Gemütszustand — werde ich nicht mein Rückgrat verlieren und mich ihm fügen. Niemals.

»*Ich* habe zwanzig Worte?«, gebe ich zurück. »*Du* hast zwanzig Worte, Jeremy! Um mir zu erklären, warum zum Teufel du Feys Anrufe gesperrt hast. Warum zum Teufel du auf eine Art und Weise die Kontrolle über mein Leben übernommen hast, die dir nicht zusteht.«

»Sie steht mir zu«, sagt er, »wenn das Schicksal und Wohlbefinden dessen, was mir am Herzen liegt, betroffen ist.«

»Nein, sie steht dir *nicht* zu«, fauche ich. »Du hast mich glauben lassen, ich hätte vollen Zugang zur Außenwelt. Tatsächlich hattest du immer noch die Kontrolle. Du hast mich angelogen, Jeremy. Du hast mich glauben lassen, ich würde meine beste Freundin verlieren. Warum? Und was zum *Teufel* tut er hier?«

Ich zeige mit meinem Finger auf Hugh.

Hugh zuckt nicht zusammen. Stattdessen tritt er neben Jeremy — neben seinen Sohn?

»Ich bin hier«, sagt er auf diese trügerisch gütige Weise, »da ich eine Einladung erhalten habe, Sie noch einmal zu treffen.« Er zeigt mir ein durchtriebenes Lächeln.

Und umgehend wird mir etwas klar: Hugh ist nicht so schwach wie er vorgibt. Er hat eine besondere Dynamik an sich, die ich zuvor nicht bemerkt habe, da ich zu abgelenkt war. Wenn ich aufmerksamer gewesen wäre, hätte ich sie bereits wahrgenommen, als wir uns zum ersten Mal im Gebäude von Stonehart Industries getroffen haben.

»Hugh hat die Beziehungen, um das hier zu arrangieren«, knurrt Jeremy. Er zeigt herablassend in Richtung des kleineren Mannes. »Ansonsten wäre er nicht hier.«

»Aber wie viel Glück ich habe, dass Jeremy großzügig

genug war, mir das Angebot zu machen«, sagt Hugh ruhig. Die Worte des alten Mannes lassen einen leichten — *nur ganz leichten* — spottenden Unterton erkennen.

Natürlich bemerkt Jeremy das auch. Sein Kiefer verkrampft sich. Aber er weist Hugh nicht zurecht.

Eigentlich haben die zwei sich noch nicht einmal angeschaut.

»Zurück zu dir, Lilly«, sagt Jeremy. »Du hast keine Ahnung, wie viel Zeit ich deswegen heute verloren habe. Zeit, die wertvoll ist. Zeit, die ich nicht aufholen kann.«

»Nun, nun«, sagt Hugh. »Es ist nicht alles schlecht. Schau dir die Gesellschaft an, in der wir uns befinden!«

»Hör auf!«, sagt Jeremy. Er wendet sich gegen den Mann. »Unterbrich mich nicht!«

Hugh tritt zurück und beugt seinen Kopf. »Ich entschuldige mich«, sagt er.

Was zum *Teufel* spielt sich zwischen den beiden ab?

»Was wirst du mit Fey und Robin tun?«, frage ich

Jeremy.

»Mit ihnen tun?« Er hat den Nerv zu lächeln. »Ich werde gar nichts mit ihnen tun, Lilly. Du bist der einzige Mensch, der mir wichtig ist.«

»Du lässt sie nicht beobachten?«, frage ich. »Du lässt sie nicht verfolgen?«

»Sie sind zusammen mit dir hierher geflogen. Ich glaube nicht, dass sie jetzt einfach davonlaufen werden. Ich musste mit dir sprechen, um zu verstehen, was du dir dabei gedacht hast, sie hierher zu bringen.«

»Dies ist ein freies Land, oder nicht?«, bemerke ich. »Sie können hingehen, wo auch immer sie möchten.«

»Lilly«, Jeremy fletscht die Zähne, »dreh dich nicht im Kreis! Du musst mir erzählen, was sie wollen!«

»Sie wollen dich treffen!«, fauche ich. »Sie sind nach Kalifornien gekommen, um nach mir zu suchen. Sie wollen mich von dir wegholen!«

Hugh lächelt uns beide an. »Hier geht es um...«, er macht eine fast unmerkliche, erstickende Bewegung um

seinen Hals herum, »...das Gerät, das du ihr angelegt hast, oder nicht? Ich habe dir gesagt, das ist eine schlechte Idee, Sohn.«

Sohn? Mist, das bedeutet —

»Provoziere mich nicht!«, knurrt Jeremy. »Ich kann dich immer noch wegsperren lassen, alter Mann. Pass auf, was du sagst!«

»Er hat dich *gewarnt*, dass das eine schlechte Idee sei?«, sage ich zu Jeremy, wobei ich an diese Art von Offenbarungen zu sehr gewöhnt bin, um wahrlich schockiert zu sein, mich aber immer noch so fühle, als hätte es mir die Sprache verschlagen. »Zum Teufel nochmal, wie viel weiß er über uns?« Fast rasend zeige ich zwischen mir und Jeremy hin und her. »Wer *ist* er, Jeremy? Ist er dein Vater? Sei ehrlich: ja oder nein!«

Jeremy wirft einen bösen, animalischen, finsternen Blick in Hughs Richtung. Er ist so voller Hass und Zorn, so hitzig und ungezügelt in seiner Intensität, dass es in dem Moment für mich nicht nötig ist, von Jeremy eine Antwort zu erhalten.

Ich kenne sie bereits.

»Ja«, sagt er schließlich.

Ich muss mich hinsetzen. Leider gibt es in diesem Raum keine Möglichkeit dafür.

»Er hat dich gewarnt, dass das eine schlechte Idee sei«, wiederhole ich. »Er hat dich gewarnt. Das bedeutet, dass er von Anfang an Bescheid wusste. Über den Racheplan. Meine Entführung. Alles, was du mir angetan hast, wusste *er*!«

»Ich habe nie behauptet, allein gehandelt zu haben«, sagt Jeremy. »Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Darüber können wir uns unterhalten, Lilly, wenn wir allein sind. Im Augenblick müssen wir uns um Fey und Robin kümmern. Warum sind sie hierhergekommen?«

»Warum sind sie hierhergekommen?« Ich lache ihm ins

Gesicht. »Sie sind wegen dem hierhergekommen, was du getan hast, Jeremy. Sie sind hierhergekommen, weil sie angefangen haben, sich Sorgen zu machen. Was auch immer du erreichen wolltest, indem du Feys Anrufe gesperrt hast, ist offensichtlich nach hinten losgegangen. Ich erkenne die Logik dahinter nicht. Erinnerst du dich daran, als du mir gesagt hast, ich solle Fey anrufen? Um ihr zu versichern, dass alles in Ordnung sei? Nun, was glaubst du, würde sie tun, als sie mich nicht wieder erreichen konnte? Was hast du erwartet? Du hast gehört, wie sie mir am Telefon erzählt hat, dass du mich *ausgesucht* hast. Sie war außer sich. Was ist mit deinem gesunden Menschenverstand geschehen, Jeremy? Was ist mit deiner Intelligenz geschehen? Wie ich die Sache sehe, ist *nichts* davon meine Schuld. Du hast vollkommene Scheiße gebaut. Dies ist *deine* Schuld, Jeremy. Nicht meine. Und nun, da die Kacke am Dampfen ist, bist du derjenige, der die Suppe auslöffeln muss!«

»Welch ungehobelte Ausdrucksweise«, murmelt Hugh.

Jeremy ignoriert ihn. »Ich habe getan, was ich tun

musste«, erklärt er mir, »um dich in Sicherheit zu wahren.«

»Was?«, frage ich. »Wie ergibt das irgendeinen Sinn? In Sicherheit vor was? Vor wem?«

»Du siehst nicht einmal die Hälfte von dem, was um dich herum geschieht, Lilly«, faucht Jeremy. »Ich habe dir genügend Hinweise gegeben, um es zu verstehen. Wenn du das immer noch nicht tust...«, er spreizt seine Hände, »... dann kann ich dir nicht helfen.«

»Nun, sei fair zu dem armen Mädchen!«, sagt Hugh. »Kannst du nicht sehen, wie überwältigend das alles für sie sein muss?« Er tritt um den Tisch herum auf mich zu. »Nun, ich denke...«

»Tun Sie das nicht!«, warne ich ihn. »Wagen sie es ja nicht, näher zu kommen!«

Hugh hält an. »Auch noch bestimmt«, murmelt er. Er dreht sich zurück zu seinem Sohn. »Ich kann verstehen, warum du sie magst.«

»Fey hat mir erzählt, dass sie mir niemals die SMS mit

seinem Nachnamen geschickt hat«, sage ich zu Jeremy.
»Ich nehme an, das hast du auch arrangiert. War das ein Teil der Illusion, die du für mich erstellt hast? Die Illusion, die mich davon überzeugen sollte, ich würde den Verstand verlieren?«

»Das waren niemals unsere wahren Absichten, wirklich«, erklärt Hugh ruhig. »Das war nur ein unglücklicher Nebeneffekt. Aber Sie waren das absolut perfekte Testobjekt.«

»Mit Ihnen spreche ich nicht!«, schreie ich.

Jeremy tritt nach vorn. Genauso, wie ich ihn kenne, übernimmt er die Kontrolle.

»Du wirst nicht noch einmal sprechen, ohne dass dir die Erlaubnis erteilt wurde«, erklärt er seinem Vater. »Wir haben von deinen Kommentaren bereits genug ertragen müssen. Ich habe dir einen nie dagewesenen Freiraum gewährt, deine Gedanken zu äußern. Dieses Recht widerrufe ich hiermit. Wenn du mich noch einmal in Frage stellst, wirst du wieder in der Gasse verschwinden, in der ich dich gefunden habe. Das schwöre ich.«

Hugh senkt seinen Kopf und zieht sich in eine Ecke zurück.

»Lilly.« Jeremy wendet sich mir zu. »Ich weiß, was ich getan habe, sieht schlimm aus. Aber du musst verstehen, dass ich meine Gründe hatte. Für den Augenblick musst du mir glauben. Wenn wir nicht länger unter Zeitdruck stehen, bin ich bereit, dir alles zu erklären. Wenn du das möchtest. Du bist der einzige Mensch auf der Welt, dem gegenüber ich mich verpflichtet fühle, meine Handlungen zu rechtfertigen. Aber dazu später. Nicht jetzt.

Erst einmal musst du mir erzählen, wieviel du Fey und Robin mitgeteilt hast. Du musst mir sagen, wie viel sie wissen. Es ist ausschlaggebend — wichtig — dass ich die Situation voll im Griff habe. Nur dann werde ich dazu in der Lage sein, mit den Problemen angemessen zu verfahren. Und bevor du beginnst —«, er fällt mir ins Wort, als ich gerade dabei bin, meinen Mund zu öffnen, »— musst du wissen, dass ich genau gewusst habe, was ich tat. Ich wusste genau, wie es auf Fey wirken würde, wenn ich deine Kommunikation mit ihr unterbinden würde.

Du wirst meine Intelligenz nicht noch einmal anzweifeln!«

Ich schlucke. Wenn Jeremy so eindringlich wie jetzt ist, fühle ich, wie Teile von Stonehart an die Oberfläche treten. Vielleicht ist dies sogar Stonehart pur. Er legt in diesem Augenblick ganz bestimmt die nötige Intensität und Eindringlichkeit an den Tag.

»Ich habe ihnen nichts erzählt, was du nicht gewollt hättest«, sage ich. »Ich habe alles verschwiegen. Sie sind zu mir gereist, da sie sich große Sorgen um mich gemacht haben. Ich habe versucht, ihre Ängste zu beschwichtigen. Ich habe ihnen erzählt, dass ich von dir nichts zu befürchten habe. Ich habe ihnen erzählt, dass ich mich in Sicherheit befinde.

Natürlich waren sie nicht überzeugt. Robin hat mich angerufen. Sein Anruf kam nicht bei mir an. Sie haben nicht verstanden — und ich tue das auch immer noch nicht — warum mein Handy gesperrt ist.«

Ich atme aus. »Aber ich vertraue dir. Wenn du sagst, du hattest deine Gründe, dann glaube ich dir. Ich würde hier nicht freiwillig stehen, wenn ich davon nicht überzeugt

wäre.«

Jeremys Gesichtsausdruck wird weicher. Er sieht nicht mehr so ärgerlich aus. Oder so entschlossen.

»Lilly...«, sagt er zärtlich. Er wirft einen kurzen Blick über seine Schulter zu Hugh, der damit beschäftigt ist, so zu tun, als würde er nicht zuhören, indem er konzentriert seine Schuhe anstarrt.

Mit zwei Schritten ist Jeremy bei mir. Er schlingt seine Arme um meinen Körper herum und presst mich an seine Brust.

»Ich liebe dich«, flüstert er.

Ich liebe... das Gefühl, das ich spüre, wenn ich auf diese Weise gehalten werde. Das Wissen, das davon herrührt, mehr als nur das Lustobjekt eines solch starken, mächtigen Mannes zu sein. Der Eindruck, dass ich irgendwie, egal, was in der Vergangenheit zwischen uns vorgefallen ist, egal, was die Zukunft noch bringen mag, in seinen Armen sicher bin.

Ich muss keine Stärke vortäuschen. Ich muss nicht so

tun, als wäre ich jemand, der ich nicht bin. Ich kann einfach *ich selbst* sein, die Frau, in die Jeremy Stonehart sich verliebt hat. Irgendwie muss ich von dem Wissen überzeugt sein, dass das für ihn genügt.

Unser kurzer Augenblick wird unterbrochen, als der Eindringling im Raum hustet.

Ich drücke mich von Jeremy weg und schaue ihm in die Augen. »Es tut mir leid«, murmele ich, »dass ich dich mit all dem überrascht habe.«

Er berührt meine Wange. »Du musst dich nicht entschuldigen«, sagt er. »Ich habe es erwartet.«

»Du bist nicht wütend?«

»Wütend?« Er gibt ein leises Lachen von sich. »Ich war niemals wütend, Lilly. Nicht auf dich. Entschlossen ja. Aber wirklich zornig?«, er berührt mit seinen Lippen meine Stirn und gibt mir einen kleinen Kuss, »niemals.«

Ich bin kurz davor, in seinen Armen zu schmelzen.

Aber das darf ich nicht. Es gibt Dinge, um die wir uns kümmern müssen. Jeremy hatte Recht. Die Zeit *ist* knapp.

»Fey und Robin möchten dich kennenlernen«, erkläre ich Jeremy. »Sie haben gesagt, nur so kann ich sie dazu bringen, mich in Ruhe zu lassen. Sie möchten uns zusammen sehen.« Ich halte inne. »Vielleicht ist es keine gute Idee, wenn sie wissen, dass du hier bist.«

Jeremy lächelt. »Dann bist du bereit, zu ihnen zurückzukehren?«

»Bist du bereit?«, frage ich. »Was werden wir als nächstes tun?«

»Deine Freunde wollen mich kennenlernen. Aber du bist zu einem schlechten Zeitpunkt hierhergekommen. Selbst dieser kleine Ausflug...«, er schaut sich im Raum um, »...war teuer für mich. Ich arbeite an einem riesigen Geschäft, Lilly. Eine große Übernahme. Ich möchte, dass kurz vor der Börseneinführung alles geregelt ist. Und wenn dann am Tag zuvor die Neuigkeit verbreitet wird, wird unser Aktienpreis in die Höhe schnellen.

Das ist der Grund, warum ich in Boston bin. Und während ich gezwungen war, mir Zeit für dich zu nehmen, kann ich nicht das gleiche für Fey und Robin tun.

Hugh...«, er schaut seinen Vater nicht an, »...und ich haben den Verhandlungstisch verlassen, um dich aufzusuchen. Diese Art von Respektlosigkeit, selbst in einem Notfall, schwächt meine Verhandlungsposition. Sie bringt den Fortschritt, den wir im Laufe des Tages gemacht haben, zum Stillstand.

Es ist fünf Minuten vor zwölf. Ich muss zurückgehen. Die Frist, die wir für Stonehart Industries exklusive Verhandlungsrechte gesetzt haben, endet Montag um Mitternacht. Wenn bis dahin keine Vereinbarung getroffen wurde, werden andere Geier einfliegen — besonders da mein Interesse an dieser Akquisition bereits vermutet wird.

Wenn wir also Glück haben, werde ich erst dann meine ersten freien Minuten haben. Wenn nicht...«, sein Kiefer verkrampft sich, »...nun, es müssen Vorkehrungen getroffen werden. Wenn nicht, werde ich trotz der anderen Angebote auch nach Ablauf der Frist fortfahren zu kämpfen, bis ich mein Ziel erreicht habe. Oder bis das Unternehmen einen anderen Käufer findet.«

»Du wirst Erfolg haben«, erkläre ich ihm. »Ich weiß nicht, worum es geht. Aber ich kenne dich. Und du versagst nie.«

Meine Worte rufen ein Lächeln auf Jeremys Lippen hervor. »Danke, Lilly«, sagt er. »Das bedeutet mir viel.«

»Wenn ich also zwischen den Zeilen lese«, ich beiße mir auf die Lippen, »soll ich Fey und Robin beschäftigen, bis du Zeit hast? Ist das richtig?«

»Ja«, sagt er.

»Werden du und ich noch einmal die Gelegenheit haben, uns vorher zu unterhalten?«, frage ich. »Werden wir uns sehen, bevor du für uns alle Zeit hast?«

»Ich habe ein Zimmer im Revere Hotel Boston Common gebucht. Erzähl das nicht deinen Freunden, aber die Kette gehört Stonehart Industries. Mein Zimmer ist auf der obersten Etage. Ihr drei solltet dort ein Zimmer bekommen. Ich weiß nicht, ob ich die Möglichkeit haben werde, in meine Suite zurückzukehren, bevor all dies vorbei ist...«, er schaut mich an, »...aber wenn ich das tun

sollte, wirst du die Erste sein, die es erfährt.«

»Okay«, sage ich. »Ich werde versuchen, sie davon zu überzeugen, sich dort Zimmer zu nehmen.«

Jeremy lächelt. »Es sollte nicht schwer sein«, sagt er.
»Es ist das größte Hotel in Boston.«

»Was soll ich ihnen über das hier erzählen?«, frage ich und zeige im Raum herum. »Warum wurde ich abgeführt?«

Jeremy zuckt mit den Schultern. »Nenne es eine zufällige Durchsuchung. Die werden auf Flughäfen ständig durchgeführt. Sicherheit ist wichtig, weißt du.«

Mehr als du dir vorstellen kannst, denke ich.

»Gut«, sage ich. »Also... bis ich wieder von dir höre?«

»Bis dann.«

Ich hebe mein Handgepäck an. »Und Jeremy?«, frage ich, bevor ich den Raum verlasse. »Keine weiteren gesperrten Telefonanrufe, okay?«

Kapitel Vier

Ich kehre allein zu Fey und Robin zurück ohne das Gefolge, das mich abgeführt hat.

Fey springt in dem Moment auf, als sie mich sieht. »Lilly!«, ruft sie aus. »Du bist wieder da! Wohin haben sie dich gebracht? Was wollten sie?«

»Nichts«, sage ich. »Das war nur eine routinemäßige Durchsuchung. Sie haben mich nach hinten gebracht und meine Taschen durchwühlt. Als sie nichts Verbotenes gefunden haben, haben sie mich gehen lassen.«

»Das klingt... verdächtig«, sagt Robin. Er stellt sich neben Fey. »War Jeremy Stonehart daran beteiligt?«

»Was? Nein!«, sage ich schnell. Fey beäugt mich so, als würde sie vermuten, dass ich nicht die Wahrheit sage. Ich plappere weiter. »Wie kommst du überhaupt darauf? Ich würde es dir sagen, wenn das der Fall wäre.«

»Schon gut.« Er hält seine Hände in die Höhe. »Ich will dich nicht anzweifeln, Lilly. Dies ist nur wieder so

eine Sache, die mir als ein zu großer Zufall erscheint, um sie einfach so zu übergehen. Aber da du zurück bist, werde ich mich nicht daran aufhängen.«

»Wie rücksichtsvoll von dir«, sage ich, wobei meine Stimme voller Sarkasmus ist. Fey hebt eine Augenbraue.

Ich gebe nach. »Es tut mir leid«, sage ich. »Ich bin nur müde. Es war ein langer Tag. Sollen wir uns ein Hotel suchen?«

»Ich dachte, wir sind hier, um uns mit Jeremy zu treffen?«, erinnert mich Fey.

»Dafür ist es zu spät. Ich habe ihm eine SMS geschickt. Er arbeitet. Eigentlich wird er das ganze Wochenende über arbeiten. Also, bis dahin... gehöre ich allein euch.«

Fey sieht plötzlich zögerlich und etwas weniger selbstsicher aus. »Ich habe am Montag Vorlesungen«, gibt sie zu.

Mein Frust und Zorn auf sie kocht plötzlich über. »Okay, wessen Idee war es denn eigentlich, hierher zu fliegen?«, will ich wissen. »Die Dinge laufen nicht immer

so, wie wir es uns vorstellen, Fey. Ich müsste am Montag auch zur Arbeit gehen. Aber nur dir zuliebe werde ich das nicht tun. Also, komm mir jetzt nicht mit diesem Mist!«

Robin mischt sich ein. »Ganz ruhig jetzt. Sie hat sich nichts dabei gedacht.«

»Das hoffe ich«, fauche ich, »denn nun ist es zu spät, ihre Meinung zu ändern. Du wolltest das so, Fey, also bekommst du es auch. Nun gibt es kein Zurück mehr.«

Und damit findet sie ihr Rückgrat wieder. »Ich ziehe mich *nicht* zurück«, faucht sie mich an. »Ich bin nur deinetwegen hier, Lilly, vergisst das nicht!«

Ich bin kurz davor, sie auszulachen. Aber es ist mir bewusst, dass ich in ihren Augen immer mehr wie ein Miststück aussehe, also gebe ich der Versuchung nicht nach.

Stattdessen schüttele ich einfach nur meinen Kopf. »Ich habe dich nicht darum gebeten«, sage ich leise.

»Das weiß ich«. Sie tritt nahe an mich heran und reibt meinen Arm. »Aber genau das tun Freunde für einander,

oder nicht? Ich stärke dir den Rücken, Lilly — selbst wenn dir nicht bewusst ist, dass das nötig ist.«

»Danke«, murmele ich. Ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass ihr Vertrauen in unsere Freundschaft genügen würde, mir zu glauben, wenn ich ihr sage, dass alles in Ordnung ist.

Aber das ist nicht der Fall. Ich kann Fey nicht unbedingt Vorwürfe machen. Eigentlich sollte ich ihr überhaupt keine Vorwürfe machen. Es gibt nur einen Menschen, der für dieses Durcheinander verantwortlich ist, und das ist Jeremy Stonehart. Ich weiß nicht, was er sich dabei gedacht hat, als er beschlossen hat, Feys Anrufe zu sperren. *Besonders* nach der herzergreifenden Nachricht, die ich auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen habe — die er offensichtlich hätte abhören können, wenn all meine Anrufe auf sein Handy umgeleitet werden.

Er hat gesagt, er hätte es getan, um mich zu beschützen. Wovor? Wenn dies das Resultat dieser Entscheidung ist — *und* das ist etwas, von dem er behauptet, er hätte es

vorhergesehen — was hätte die Alternative sein können?
Wie viel schlimmer könnte diese Situation noch sein?

Mir läuft ein Schauer den Rücken herunter, als ich darüber nachdenke. *Das* ist der angsteinflößende Teil. Das Loch, in dem ich mich gerade befinde, ist schlimm genug. Die Fassade, die ich vor Fey und Robin über mein Leben mit Jeremy aufrechterhalten muss, ist schlimm genug. Wenn dies die bessere von zwei Möglichkeiten ist... nun, ich habe keine Ahnung, wie viel schlimmer die andere gewesen wäre.

»Es ist spät«, sage ich. »Ich glaube, wir sind alle sehr erschöpft. Wir sollten einfach ein Bett finden, bevor wir uns gegenseitig die Köpfe einschlagen. Wir können morgen früh entscheiden, was wir als nächstes tun wollen.

»Ja, in Ordnung«, sagt Fey und verschränkt ihren Arm mit meinem. »Komm, Robin! Es ist Zeit zu gehen.«

Es war von meiner Seite aus ein wenig Verhandlungsgeschick nötig. Aber etwa eine Stunde später sind wir drei in zwei nebeneinanderliegenden Räumen im Revere Hotel Boston Common untergebracht.

Das Problem, hier abzusteigen, war kostenbedingt. Ich habe gesagt, dass ich für unsere Zimmer bezahlen würde. Davon wollte Robin nichts hören. Als der einzige Mann wollte *er* bezahlen.

Natürlich hat er nicht das Geld, um sich auch nur eine einzige Übernachtung in einem Hotel wie diesem leisten zu können. Ich weiß das. Fey weiß das. Und Robin weiß das definitiv auch.

Also gab es einen kleinen Streit, als ich das Hotel erwähnt habe. Es war eine dieser ungemütlichen Situationen, in denen niemand das Problem direkt ansprechen wollte. Robin sagte, dass er Fey gegenüber erwähnt hat, dass er bezahlen würde, bevor ich vorgeschlagen habe, wo wir unterkommen sollten. Es war das erste Mal, dass ich davon hörte — es wurde erst erwähnt, *nachdem* ich das Hotel genannt habe. Ich bestand

darauf, dass ich dorthin gehen würde. Natürlich verstand Fey, was vor sich ging. Sie versuchte, Robins Gesicht zu wahren, indem sie vorschlug, in einem näher gelegenen Hotel abzusteigen, das gute Beurteilungen hatte und unvergleichlich günstiger war.

Das letzte bisschen wurde allerdings niemals laut ausgesprochen.

Aber ich blieb bei meiner Überzeugung, dass wir im Revere absteigen würden. Ich *musste* mich in der Nähe von Jeremy aufhalten. Ich *musste* in der Lage sein, mich wegzuschleichen, um mich heimlich mit ihm zu treffen, wenn ich die Gelegenheit dazu bekam.

Und so wurden das Feuer und die bevorstehende Explosion geschürt. Der Streit auf dem Rücksitz musste für die Ohren unseres Taxifahrers recht lustig geklungen haben. Oder vielleicht auch nicht. Vielleicht ist er an diese Dinge gewöhnt.

Am Ende jedoch erreichte ich mein Ziel, indem ich ihnen ein schlechtes Gewissen darüber machte, dass sie mich von meiner Arbeit in Kalifornien weggezerrt haben

— ach, wenn sie nur die Ironie hinter dieser Argumentation kennen würden! — und indem ich darauf hinwies, dass ich die einzige von uns dreien mit einem nennenswerten Einkommen bin.

Robin bestand immer noch darauf, dass er die Hälfte bezahlen würde. Ich habe ihn gelassen. Und sei es nur, um seinen hartnäckigen Männerstolz zu beschwichtigen.

»Gute Nacht, Leute«, rufe ich aus, kurz bevor ich die Tür schließe, die unsere beiden Zimmer verbindet. »Bis morgen früh.«

»Gute Nacht, Lilly«, sagt Fey. Robin murmelt etwas mit einer Zahnbürste in seinem Mund.

Die Tür schließt sich. Ich drehe den Schlüssel herum. Dann lehne ich meine Stirn gegen den Rahmen und versuche, alles zu überdenken, was in den letzten vierundzwanzig Stunden geschehen ist.

Mein Leben ist niemals so wie erwartet. Das ist sicher. Als Jeremy nach Boston geflogen ist, dachte ich, ich hätte ein freies Wochenende, um etwas Schlaf nachholen und

mich von den Anstrengungen der vergangenen Woche erholen zu können. Ich hatte ja keine Ahnung, dass ich keine Gelegenheit dafür bekommen würde.

Erst vor etwas über zwei Wochen hat Fey mich angerufen, um mir die Neuigkeiten über Jeremys Interesse an mir mitzuteilen. Das war der Auslöser für alles. Nur einige Tage danach — gerade als ich dachte, dass ich mich erholt hätte — kam Jeremy daher und inszenierte diesen sorgfältig ausgearbeiteten Trick mit seinem Vater — den er zu einem Mitglied seines Vorstands gemacht hat. Warum? Dieser Vorfall ließ mich meinen Verstand anzweifeln. Dann wurde er kalt und abweisend, um die Illusion noch weiter zu unterstützen. Ich fuhr nach Maine, wurde ausgeraubt, habe meine Mutter getroffen und die Dinge zwischen uns wieder ins Reine gebracht — zumindest zunächst — bevor ich sie wieder kaputt gemacht habe. Ich kam nach Hause. Ich habe Antworten von Jeremy verlangt. Ich strauchelte bei meiner Entschlossenheit. Ich erlag meinen Emotionen. Ich erlag ihm. Wir haben gefickt. Ich habe ihm vergeben. In gewisser Weise. Ich habe herausgefunden, dass der Freund

meiner Mutter von Jeremy bezahlt wird, ich habe herausgefunden, dass ihr gesamtes Leben eine Lüge ist, war damit nicht einverstanden — habe dagegen angekämpft — aber nicht genug. Ich bin unter Jeremys Druck zusammengebrochen und habe ihn von dem Versprechen entbunden, das ich ihn habe schwören lassen. Das Versprechen, das sich um das »L«-Wort dreht. Das schien ihn wieder zu verändern. Das schien seine gesamte Einstellung mir gegenüber zu verändern. Dann wurde er wieder fürsorglich und liebevoll. Ich habe mir eingebildet, dass die Dinge sich in die richtige Richtung bewegten...

Dann ist er abgereist, und ich bin Robin begegnet. Und *damit* begann der Wirbelwind von Ereignissen und Offenbarungen, der mich hierhergeführt hat.

Ich seufze und drücke mich von der Wand ab. Ich bin erschöpft. Es ist spät. Ich beäuge das Bett, und obwohl ich weiß, dass ich eine Dusche bräuchte, möchte ich viel lieber schlafen.

Kann ich schlafen, wenn ich weiß, dass Jeremy sich in

genau diesem Augenblick irgendwo in diesem Gebäude irgendwo in meiner Nähe aufhält?

Aber dann tut er das vielleicht auch nicht. Mit größter Wahrscheinlichkeit tut er das nicht. Es klang so, als würde er sich keinen Augenblick ausruhen können, bevor das Geschäft, an dem er arbeitet, entweder erfolgreich abgeschlossen oder gescheitert ist.

Egal. Ich werde einfach schlafen. Es gibt keinen Grund, für irgendjemanden sauber zu sein. Ich werde morgen früh duschen, um den Tag zu beginnen.

Ich lösche das Licht und krieche unter die Decke. Mein Kopf fällt auf das Kissen. Ich bin gerade dabei, meine Augen zu schließen, als ich merke, dass ich vergessen habe, die Vorhänge zuzuziehen. Das Licht aus der Stadt scheint durch das Fenster. Licht von den Autos tief unter mir und Licht von den anderen Gebäuden in der Innenstadt.

Ich stöhne in mich hinein und lege ein zweites Kissen über meine Augen. Ich habe mich daran gewöhnt, in kompletter Dunkelheit zu schlafen. Nichts anderes fühlt sich noch richtig an. Aber ich bin zu faul, um aufzustehen

und den ganzen Weg durch das Zimmer zurückzulegen, um das Problem zu beheben.

Meine Gedanken kehren zu Jeremy zurück. Ich denke über die Übernahme nach, an der er arbeitet. Ich frage mich — eher aus reiner Neugier als irgendetwas anderem — was die einzelnen Bestandteile von Stonehart Industries sein könnten. Es gibt wahrscheinlich hunderte von ihnen. Verdammt, wenn man sogar die kleinen, boutiqueartigen Tochterfirmen, wie zum Beispiel Corfu Consulting, dazuzählt, gibt es sogar tausende. In allen möglichen verschiedenen Bereichen, die sich wahrscheinlich durch dutzende anderer Länder überall auf der Welt erstrecken.

Und ein Mann befindet sich in der Mitte von alldem. Ein Mann, der dieses Imperium von Grund auf errichtet hat. Es ist eigentlich erstaunlich, darüber nachzudenken, dass *ich* der einzige Mensch auf der Welt bin, mit der er das teilen möchte.

Wie viel weiß er selbst über all das, was in den unterschiedlichen Filialen seines Unternehmens vor sich

geht? Er kann nicht alles wissen. Er hat nicht genügend Zeit, alles zu wissen. Offensichtlich dirigiert er Verantwortung.

Aber an wen? Wer sind seine vertrauten Berater? Wen schätzt er in seinem geschäftlichen Leben? Wenn ich mich schließlich an ihm rächen möchte, sind dies die Dinge, die ich wissen muss.

Aber Rache erscheint mir im Augenblick weit entfernt zu sein. Ich muss mich mit der gegenwärtigen Situation auseinandersetzen. Ich muss die mich umgebenden Unsicherheiten loswerden und mir einen sicheren, dauerhaften Platz für mich selbst erschaffen. Sowohl in Jeremys privatem *als auch* in seinem geschäftlichen Leben. All diese kleinen Überraschungen, Offenbarungen, Unsicherheiten. Mit allen von ihnen muss ich umgehen. Erst dann, nachdem ich wieder etwas Stabilität in mein Leben gebracht habe, werde ich mich in einer Position befinden, in der ich über die wichtigen Dinge nachdenken kann. Wie Rache. Wie meinen Vater. Wie meine Zukunft und wie genau sich diese auch weiterhin vollkommen um

einen einzigen Mann drehen wird.

Kapitel Fünf

Ich öffne meine Augen, als ich spüre, dass sich jemand im Raum befindet.

Ein Schatten bewegt sich an der Wand entlang. Mir bleibt fast das Herz stehen. Angst überkommt mich.

Das Bett bewegt sich. Etwas lässt sich neben meinem Fuß nieder. Das Blut rauscht in meinen Ohren und lässt jedes andere Geräusch verstummen. Ich werde von dem Terror meiner Albträume vereinnahmt.

Und dann höre ich seine Stimme. Leise, tief und männlich.

»Lilly.«

Die Panik verschwindet. Aber das Gleiche kann nicht von dem Adrenalin behauptet werden, das mich wachgerüttelt hat.

»Jeremy«, hauche ich. »Was tust du hier?«

»Ich halte mein Versprechen«, sagt er, »und bin

gekommen, um dich zu sehen.«

Im Zimmer befindet sich gerade genügend Licht, sodass ich das Funkeln seine Augen erkennen kann.

»Wie bist du hier hinein gelangt?«, frage ich.

Er neigt seinen Kopf zur Seite. »Ist das nicht offensichtlich?«, fragt er und dreht seinen Körper zu mir. »Das ist mein Gebäude. Ich habe einen Schlüssel.«

Nun, ja, denke ich.

Vielleicht ist mein Geist von zu viel — oder zu wenig — Schlaf immer noch benommen. Ich verstehe nicht, was er hier tut, bis er seine Hand unter das Laken schiebt und sie mein Bein hinaufgleiten lässt.

»Ich habe dich vermisst«, sagt er. Seine Hand hält erst wenige Zentimeter von meinem Geschlecht entfernt an. »Ich habe... das hier vermisst.«

Seine Finger streicheln über meine Muschi. Ich erschauere, als seine Berührung langsam die Lust in mir weckt.

Er legt sich neben mich. Seine Hand fährt mit ihrer Bewegung fort, gleitet über meinen unteren Bauch und an der Seite meiner Hüfte hinauf. Es ist eine leichte Berührung. Das macht sie noch erotischer.

»Entspann dich!«, flüstert er. »Du bist so verkrampft.«

»Daran kann ich nichts ändern«, sage ich. Das Blut hämmert immer noch in meinen Adern, weil ich so überraschend geweckt wurde.

»Ich kann das«, sagt er. Seine Hand gleitet wieder nach unten. Seine Berührung meiner Haut fühlt sich sündhaft an.

Er erforscht mich mit einem Finger. Mir stockt der Atem. Seine Hand ist kalt. Ich nehme seinen Knöchel in meine Hände und versuche, ihn wegzustoßen. »Jeremy... nicht jetzt.«

»Doch jetzt«, knurrt er. Er beginnt, meine Klitoris zu streicheln. »Jetzt, weil ich deinetwegen hierhergekommen bin, Lilly. Jetzt, weil ich hier bin. Jetzt, weil *ich es sage*.«

Ich sehne mich nach seiner Berührung. Warum wehre ich mich dagegen? Es macht keinen Sinn zu widerstehen.

Ich habe kein Verlangen zu kämpfen. Es ist wahrscheinlich nur das Überbleibsel der Erinnerungen, als er sich mir das letzte Mal auf diese Weise genähert hat, während ich in der Dunkelheit eingesperrt war.

Er beginnt, seine Hand zwischen meinen Beinen zu bewegen. Sicher, beharrlich und gleichmäßig. Er weiß genau, was ich will. Und noch besser, er weiß, wie er mir das geben kann.

Seine Finger gleiten an mir hinauf und hinunter. Mein Körper beginnt, die Situation zu genießen. Ich wölbe meinen Rücken und verliere mich in den Gefühlen, die er in mir weckt. Ich vergesse mich und versinke im Nirwana.

Jeremys Atmung vertieft sich, als er mich streichelt. Ich schaue zu ihm hinüber, wie er dort neben mir liegt. Ich erkenne eine starke Konzentration in seinen Augen, eine tiefe Intensität, als er sich bemüht, mich zum Höhepunkt zu bringen.

»Oh Jeremy!« Ich schließe meine Augen und neige meinen Kopf in seine Richtung. Meine Stirn ruht an seiner Schulter. Ich winde mich, presse meine Beine zusammen

und spüre die ersten Anzeichen des sich nahenden Orgasmus.

Jeremys Bemühen verstärkt sich. Er streichelt mich härter, fester, tiefer. Ich lege eine Hand auf sein Gesicht und lasse meine Finger über die Stoppeln an seinem kräftigen Kiefer gleiten. Meine Finger verfangen sich in seinem Haar. Ich ziehe seinen Kopf in meine Richtung. »Küss mich!«, sage ich, während ich seufze.

»Komm für mich!«, erwidert er. »Komm für mich — jetzt!«

Die schiere Kraft des unmissverständlichen Befehls in seinen Worten öffnet etwas in mir. Eine Leere, die mein ganzes Leben lang weggesperrt war und sich außerhalb meines Bewusstseins aufgehalten hat. Seine Stimme greift hinein und zieht es aus mir heraus. Wie die Strahlen der Sonne, die hinter einer Wolkenschicht verborgen sind.

Die Wolken teilen sich. Die Strahlen scheinen hindurch. Umgehend überkommt mich der Höhepunkt, angespornt von Jeremys Worten.

Dann liegen seine Lippen auf meinen. Bevor ich mich noch von dem Hoch, das seine Finger mir verschafft haben, erholen kann, wird mein Mund in einer ungestümen Mischung aus Leidenschaft und unverminderter Wut von seinem vereinnahmt.

Er zieht sich zurück. Seine Hand erscheint zwischen unseren Gesichtern. »Probiere!«, befiehlt er.

Ich lecke meine eigenen Säfte von seinem Zeigefinger und seinem Ringfinger ab. Er zieht langsam seine Hand aus meinem Mund heraus und tut das Gleiche.

»Köstlich«, bemerkt er. Und dann rollt er sich ohne ein weiteres Wort vom Bett herunter und steht auf.

»Warte!«, sage ich und schwanke plötzlich. »Wohin gehst du?«

»Zurück zur Arbeit«, teilt er mir mit. Er rückt seinen Anzug zurecht und glättet seine Jacke. Obwohl es in der Dunkelheit schwer zu erkennen ist, bin ich mir ziemlich sicher, dass ich die Wölbung seiner beeindruckenden Erektion sehen kann, wie sie gegen die Enge seiner perfekt

geschneiderten Hose presst. »Sieh dies... als ein Kapitel der Ausbildung an, die ich dir zukommen lassen möchte. Das hast du gut gemacht, Lilly. Bis bald.«

Und damit geht er weg.

»Warte!« rufe ich noch einmal und springe aus dem Bett. »Du kannst nicht einfach — gehen! So bald, so plötzlich! Bitte!«, flehe ich schamlos. »Nur noch ein paar Minuten...«

»Oh, wie du mich verlockst«, lacht er leise. Er öffnet die Tür. Der Umriss seines Körpers wird von dem eindringenden Licht verdeutlicht. »Gute Nacht, meine süße Lilly-Blume.«

Und damit lässt er mich im Dunkeln.

Der Morgen kommt. Ich werde von einem knallenden Geräusch an der Tür geweckt.

Benommen öffne ich meine Augen. Nachdem Jeremy mich letzte Nacht verlassen hat, bin ich in einen tiefen und perfekten Schlaf gefallen.

Ich schaue zum Haupteingang. Dann wird mir klar, dass das Klopfen von der Tür kommt, die mein Zimmer mit Feys verbindet.

»Hi, Lilly!«, ruft Feys Stimme durch die Wand hindurch. »Bist du schon auf? Es ist fast elf Uhr!«

Jesus! Mist.

Ich führe eine Hand an mein Gesicht und streiche mir das Haar aus den Augen. »Ja, ich bin wach«, rufe ich zurück. »Gerade so. Gib mir einen Moment!«

Ich schaue mich im Zimmer um und suche nach einem Beweis für Jeremys Besuch. Ich finde keinen. Gut. Ich möchte nicht, dass Fey oder Robin etwas davon wissen.

Benommen und immer noch im Halbschlaf stolpere ich zur Tür hinüber und öffne sie einen Spalt.

Fey pfeift. »Du meine Güte, schau dich an! Schlimme Nacht?«

»Eigentlich nicht«, sage ich und unterdrücke ein Gähnen. »Ich habe wirklich gut geschlafen. Aber du erinnerst dich bestimmt daran, wie ich morgens bin.«

Sie lacht. »Ja, das tue ich. Du bist ein Monster. Dann werde ich dich mal allein lassen, damit du richtig aufwachen kannst. Robin und ich waren bereits unten und haben gefrühstückt. Wir haben dir ein paar Brötchen mitgebracht.«

»Danke«, sage ich.

»Sicher, kein Problem.« Sie hält für eine Sekunde inne und denkt über etwas nach. »Hör zu, Lilly! Es tut mir leid, dass... du weißt schon... ich dich mit all diesem überrascht habe. Robin und ich haben uns unterhalten. Er hat mich davon überzeugt, dass ich mich vielleicht zu sehr einmische. Aber verdammt, ich habe mir Sorgen um dich gemacht! Ich weiß nicht«, fährt sie fort, »als du letzte Woche mit Jeremy in Kalifornien warst und ich mit Robin in Yale und ich deine Nachricht gehört habe, dich aber nicht erreichen konnte... da hat mein Verstand einfach begonnen, sich die schrecklichsten Dinge auszudenken. Ich

vermute, ich habe eine hyperaktive Vorstellungskraft.

Aber nun, da ich dich wiedergesehen und persönlich vor dir gestanden habe, scheint es eigentlich gar nicht so schlimm zu sein. Ich meine, ich mache mir Sorgen. Aber du bist immer noch... du selbst, weißt du? Ich hätte nicht an dir zweifeln sollen. Du bist immer noch Lilly. Du hast immer noch die Kontrolle. Du bist immer noch das gleiche Mädchen, für das ich so viel Respekt empfinde.«

»Danke, Fey«, sage ich. »Das bedeutet mir eine Menge.«

»Sicher.« Sie lächelt. »Robin wartet unten auf mich. Er möchte sich die Stadt anschauen. Wir wollten dich einladen. Aber ich glaube, du möchtest lieber für eine Weile allein sein.«

»Ja«, sage ich. »Ich muss duschen und etwas essen und all diese Sachen.«

»Okay«, sagt sie. »Ich werde dich in Ruhe lassen. Wir werden in einer Stunde oder so zurück sein.«

»Lasst euch Zeit!«, sage ich. »Ich habe es nicht eilig,

irgendwohin zu gehen.«

Etwas mehr Privatsphäre wird mir die Möglichkeit geben, meine Gedanken zu ordnen.

»Okay«, antwortet Fey. »Bis später.«

»Viel Spaß!«

Fey geht. Ich begeben mich ins Bad, schließe die Tür und stelle die Dusche an.

Ich stelle mich jedoch nicht gleich darunter. Stattdessen betrachte ich mich selbst im Spiegel... und denke über das nach, was hier vor sich geht.

Fey hat gesagt, dass ich immer noch der gleiche Mensch bin, den sie in Yale kennengelernt hat. Gott sei Dank. Das bedeutet, dass das unausweichliche Treffen mit Jeremy ein wenig reibungsloser vonstatten gehen könnte.

Ich frage mich, ob er letzte Nacht etwas Schlaf bekommen hat, oder ob er direkt zurück zur Arbeit gehen musste. Ich wette, Letzteres ist der Fall.

Der Mann ist eine Maschine, wenn es nötig ist.

Fey hat auch gesagt, dass Robin sie überzeugt hat. Könnte er der Verbündete sein, den ich brauche? Immerhin waren es Feys Sorgen, die mich hierher gebracht haben, und nicht seine. Ich meine, er hat sich offensichtlich auf ihre Seite gestellt. Aber er hat nicht den Einfluss auf mich, um mich tatsächlich hierher zu zerren. Fey hat ihn. Und sie hat ihn genutzt.

Es ist ihre Meinung, die wichtig ist. Sie ist diejenige, die ich unmissverständlich davon überzeugen muss, dass ich mit Jeremy in Sicherheit bin. All ihre Ängste müssen beruhigt werden. Es darf keine bleibenden Zweifel geben, die sie dazu bewegen würden, etwas so Übereiltes und Unerwartetes zu tun, wie zum Beispiel in Kalifornien aufzutauchen und nach mir zu suchen.

Außerdem möchte ich mehr über die Dinge erfahren, die Robin über Stonehart Industries herausgefunden hat. Er hat fragwürdige Geschäfte angedeutet. Er hat allerdings nie deutlich ausgesprochen, worum es sich handelt. Das könnte belanglos erscheinen. Aber das ist es nicht. Stonehart Industries ist eine Verlängerung von Jeremy. Es

ist nicht so, als würde ein Geschäftsführer ein Unternehmen wie General Motors ohne irgendeine emotionale Verbindung führen. Die Dinge, die Stonehart Industries tut, sind ein direktes Spiegelbild des Mannes, der Jeremy Stonehart ist. Wenn ich mein Verständnis von ihm erweitern könnte... nun, das würde bedeuten, dass diese Reise nicht vollkommen umsonst war.

Nach nur wenigen Minuten habe ich meine Dusche beendet. Dann gehe ich in mein Zimmer, hänge ein »Bitte nicht stören« Schild an die Tür, tue das gleiche mit Feys und Robins Zimmer und mache die Betten. Stumpfsinnige Arbeiten wie diese geben mir etwas zu tun, während ich auf das warte, was auch immer als nächstes passiert.

Nachdem die Zimmer aufgeräumt sind, trinke ich den Kaffee und esse mein kaltes Frühstück. Ich warte darauf, dass Robin und Fey zurückkehren. Mir juckt es in den Fingern, etwas zu tun oder irgendwo hinzugehen, aber ich möchte nicht, dass sie in zwei leere Zimmer zurückkehren und ausrasten.

Mein Handy? Das habe ich nicht angerührt, seitdem ich

Jeremys letzte SMS erhalten habe. Ich weiß nicht, ob ich das jemals wieder tun werde. Nicht bevor Jeremy geschworen hat, dass er nie wieder meine Anrufe überwachen wird.

Da ich also nichts Besseres zu tun habe, stelle ich zum ersten Mal seit einer Ewigkeit den Fernseher an.

Mein kurzer Ausflug in die Welt der Talkshows und Fernsehkomödien wird jedoch unterbrochen, als sich ein Klopfen an der Tür höre.

Ich verspanne mich. Ich habe darauf geachtet, die Schilder an beide Türen zu hängen. Robin und Fey haben ihre eigene Magnetkarte. Sie würden nicht klopfen. Sie würden einfach ihr eigenes Zimmer betreten.

Wer könnte das sein?

Das Klopfen ertönt noch einmal. Es ist nicht dringlich. Es ist eher... hartnäckig.

Ich stehe auf. Als eine freie Frau ist es mir nun sicherlich gestattet, Besucher zu empfangen. Aber da ich mein Leben so lange damit verbracht habe, Jeremys

Regeln zu befolgen, machen unerwartete Situationen mich verständlicherweise nervös.

Das Klopfen setzt sich fort und geht mir mit seiner Beharrlichkeit auf die Nerven. Ich stehe auf und gehe zur Tür.

Ich stelle mich davor und werfe einen Blick durch den Spion.

Es ist Hugh.

Mist!

Ich wirbele herum und presse meinen Rücken gegen die Tür. Hugh.

Was tut er hier? Jeremys Vater! Warum ist er hierhergekommen?

Hugh klopft noch einmal. Jeder Schlag hallt in meinem Körper wider.

Okay.

Ich atme tief ein. Ich muss mich um Hugh kümmern, bevor Fey und Robin zurückkehren. Egal, wie wenig

willkommen dieses Eindringen auch sein mag, ich möchte nicht, dass Hughs Anwesenheit die Dinge noch komplizierter macht.

Ich lege die kurze Sicherheitskette an, sodass die Tür sich nicht ganz öffnen lässt. Dann schließe ich die Tür auf und blicke durch den Spalt.

»Lilly!« Hugh lächelt zu mir hoch. Es ist merkwürdig — erschütternd — zu denken, dass ein so kleiner Mann einen Sohn gezeugt hat, der so groß ist wie Jeremy. Aber er hat etwas Durchtriebenes an sich. Einen gefährlichen Unterton.

»Was tun Sie hier?«, fauche ich. »Ich habe Sie nicht eingeladen!«

»Tut mir leid«, sagt er, »wo ist mein gutes Benehmen? Und wenn wir schon dabei sind«, ein merkwürdiges Lächeln huscht über sein Gesicht, »wo ist Ihres? Es scheint, als hätte mein Sohn Ihnen noch Unterricht in guten Umgangsformen zu geben.«

Ich beginne, die Tür zu schließen. Es gibt keinen

Grund, hier zu stehen und mir so einen Mist anzuhören.

Er stellt seinen Fuß in den Spalt und vereitelt mein Bemühen. »Es tut mir leid«, sagt er noch einmal schnell. »Das war unhöflich. Mr. Stonehart wird nicht glücklich sein, wenn ihm zu Ohren kommt, was ich gerade gesagt habe.« Er blickt mich prüfend an, und ich sehe etwas Neues — eine Herausforderung? — die sich in seinen Augen reflektiert.

»Warum nennen Sie ihn so?«, frage ich. »Er ist doch Ihr Sohn, oder nicht?«

»Biologisch... ja«, stimmt Hugh zu. »In Wahrheit sind die Dinge allerdings etwas komplizierter. Darf ich eintreten?«

»Warum?«, frage ich. »Was wollen Sie?«

Er greift in seine Manteltasche und zieht einen kleinen, versiegelten Umschlag hervor.

Ich habe genügend Erfahrung mit Umschlägen, um bei solchen Dingen verständlicherweise misstrauisch zu sein. »Was ist das?«, frage ich.

»Öffnen Sie ihn, und Sie werden sehen.«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann werden Sie Informationen verweigern, von denen ich glaube, Sie könnten sie in Ihrer Situation nützlich finden.«

»Was für eine Situation?«, frage ich.

»Ach, Sie wissen, was ich meine.« Er schaut sich im Flur um und macht eine vage ausladende Bewegung mit seiner Hand. »Ihre.«

Ich nehme den Umschlag nicht entgegen. »Hat Jeremy Sie geschickt?«, frage ich.

»Nun, sehen Sie? Genau das. Es tut weh, wenn ich höre, wie andere meinen eigenen Sohn mit Vornamen anreden, und doch ist es mir verboten, das Gleiche zu tun.«

»Wie ich es verstehe, ist das Ihre eigene Schuld«, entgegne ich. »Die Art und Weise, wie Sie Jeremy großgezogen haben, war verabscheuungswürdig.«

»War sie das wirklich?« Hugh klopft sich auf die Lippen. »Und was wissen Sie darüber, Lilly? Waren Sie dabei?«

Ich schaue ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Machen Sie sich über mich lustig? Natürlich war ich nicht dabei.«

»Ah, ich sehe. Nein, ich mache mich nicht über Sie lustig, Lilly. Ich wollte nur eine mündliche Bestätigung. Der Verstand... ich habe festgestellt, dass der in meinem Alter beginnt, ein wenig nachzulassen.«

Nun befinde ich mich definitiv in Alarmbereitschaft. *Mündliche Bestätigung?* Ich kann mich daran erinnern, wie Jeremy diesen Ausdruck benutzt hat.

Und nichts an dem Mann vor mir deutet auf einen geschwächten Verstand hin. Eigentlich deutet nichts an ihm auf irgendeine Art von Schwäche hin. Ich beginne zu glauben, dass Hugh sehr viel unheimlicher und sehr viel gefährlicher ist, als ich je vermutet hätte.

»Also. War es Mr. Stonehart, der Ihnen von seiner

Kindheit erzählt hat?«

»Nein«, sage ich.

»Also glauben Sie der Erzählung eines Außenstehenden.« Hughs Mund verzieht sich zu einem kleinen, zusammengezogenen »O«. »Hm.«

»Ich möchte, dass Sie gehen«, sage ich. »Es gefällt mir nicht, in Jeremys Abwesenheit mit Ihnen zu sprechen.«

»Warum? Haben Sie Angst vor dem, was eine Unterhaltung aufdecken könnte? Schauen Sie mich an!« Er wirft einen kurzen Blick an der Vorderseite seines Anzugs hinunter. »Ich bin harmlos. Ich bezweifle, dass ich die Stärke besitze, Sie gegen Ihren Willen zu etwas zu zwingen.«

Er schaut mich mit scharfen, hinterlistigen Augen an, die mir das sichere Gefühl vermitteln, dass er sich auf seinen Sohn bezieht.

»Das ist nicht die Art von Stärke, über die ich besorgt bin«, murmele ich.

»Ah«, sagte er leise. »Ich verstehe. Sie haben Angst

vor den Dingen, die ich sagen könnte. Vor den Pfaden, auf die ich Sie führen könnte.«

»Ist es das, was Sie tun? Mir ›helfen‹?«, frage ich.
»Wir sind keine Verbündeten, Hugh. Wir sind keine Freunde. Ich habe ein gutes Gedächtnis. Ich erinnere mich an die Vorstellung in Ihrem Büro mit den Fotos und dem Halsband.«

»All das wurde von Mr. Stonehart initiiert«, sagt er.
»Wenn Sie glauben, dass ich die Schuld daran trage, dann fürchte ich, Sie machen dem Falschen Vorwürfe.«

»Das ist mir egal«, fauche ich. »Sie waren ein Teil davon! Sie waren involviert. Wagen Sie es nicht, so zu tun, als wären Sie bei alldem nur ein passiver Zuschauer! Ich weiß noch nicht genau, wo Sie stehen, Hugh, aber es ist meine Absicht, das herauszufinden.«

»Ich glaube«, sagt er, »dass Ihr Vorhaben umgesetzt werden könnte, wenn Sie mich einfach hineinbitten würden.«

»Ich möchte Sie nicht in meinem Zimmer haben.«

»Dann vielleicht in dem Zimmer Ihrer Freunde?« Er wirft einen kurzen Blick auf die angrenzende Tür. »Wir können uns dort drinnen unterhalten.«

Ich hasse seine passive Aggressivität. Sie macht es sehr schwer, seine Miene zu deuten. Um genau zu sein gibt es nichts an Hughs Benehmen, das mir gefällt.

»*Ich* fürchte«, sage ich und ahme seine Worte nach, »dass *Sie* mich missverstehen. Sie glauben, dass ich Sie empfangen, nur weil Sie vor meiner Tür auftauchen? Nun, ich glaube, Sie werden feststellen, dass ich nicht bereit bin, etwas Derartiges zu tun. Ich möchte nicht mit Ihnen sprechen. Ich möchte nichts von Ihnen hören. Ich möchte Sie nicht einmal *sehen* — es sei denn, es geschieht zu meinen Bedingungen und wenn ich dazu bereit bin. Und ganz sicher möchte ich keines Ihrer vergifteten Geschenke haben.« Ich werfe einen kurzen Blick auf den Umschlag, den er immer noch in seinen Händen hält.

Hugh seufzt. Er steckt ihn weg. »Das ist schade«, sagt er. »Ich bin in der Hoffnung hierhergekommen, wir könnten Frieden schließen. Das Bedürfnis lag mir schwer

auf der Seele, wie eine Schlinge um meinen Hals, seitdem ich Sie das erste Mal getroffen habe, Lilly. Ich werde das Gefühl nicht los, dass einiges von dem, was Sie durch meinen Sohn erfahren haben, vielleicht...«, er senkt seine Stimme, »...teilweise meine Schuld ist.«

»Ja, nun, Sie sind zu spät gekommen«, sage ich barsch. »Ich habe diese Themen bereits mit Jeremy geklärt.«

»Die Dinge, die in der Vergangenheit passiert sind, ja«, sagt Hugh. »Aber nicht die Ereignisse, die Ihnen noch bevorstehen.«

»Und Sie behaupten zu wissen, was die Zukunft bringt?« Ich lache. »Schmeicheln Sie sich nicht selbst!«

Zutiefst ernst schüttelt er seinen Kopf. »Ich versichere Ihnen, das war niemals meine Absicht. Ich mache mir um Ihr Wohlergehen Sorgen, Lilly.«

Ich habe diesen Ausspruch in den letzten Wochen von zu vielen Menschen und zu oft gehört, um ihm auch nur ein Fünkchen Wahrheit beizumessen.

»Verschwinden Sie, Hugh!«, sage ich zu ihm und

beginne noch einmal, meine Tür zu schließen.

»Verschwinden Sie! Wenn es Ihnen noch einmal in den Sinn kommt, mich zu besuchen, vergessen Sie nicht, dass Sie von mir immer auf die gleiche Weise empfangen werden.«

Hugh zieht seinen Fuß zurück. »Wenn es das ist, was Sie möchten«, sagt er leise. Er beginnt, den Flur entlangzugehen. Nach einigen Schritten hält er an und schaut über seine Schulter zu mir zurück. »Aber Lilly«, fügt er hinzu, »wenn ich Sie wäre, würde ich Hilfe nicht so übereilt ablehnen. Oder so unüberlegt. Denn dann, fürchte ich, werden Sie irgendwann sehr allein sein und das für Ihren Geschmack schon viel zu bald.« Er zeigt mir ein unschuldiges Lächeln. »Aber was weiß ich schon?«

Nachdem Hugh gegangen ist, läuft mein Verstand wieder auf Hochtouren.

Was wollte er? Warum ist er hierhergekommen? Was befand sich in dem Umschlag?

Und vor allem: Was meinte er mit seiner abschließenden Bemerkung?

Sie klang wie eine Warnung. Aber es ist nicht so, als würde ich Hughs Rat brauchen, um all die Auswirkungen der Situation zu verstehen, in der ich mich befinde. Ich weiß, dass meine Position heikel ist. Ich weiß, dass Jeremys Stimmung sich spontan ändern kann. Mir ist bewusst, dass mein Verständnis, das ich zu haben glaube — von Jeremy, von mir, von unserem Platz in der Welt — vollkommen falsch sein könnte.

Nachdem ich all diese Zeit mit dem Mann verbracht habe, habe ich immer noch nur eine kleine Ahnung, wer er ist. Hugh hat angedeutet, dass ich nicht die ganze Wahrheit über Jeremys Kindheit kennen würde. Ich bezweifle das nicht. Alles, was ich weiß, habe ich von Charles gehört. Der sich offensichtlich nicht in der Position befand, alles mitzubekommen, obwohl er es offensichtlich gut meinte.

Das ist der Grund, warum es für mich so wichtig ist,

mich mit Robin und Fey zu beschäftigen und sie dann wegzuschicken. Ich möchte, dass sie beide vollkommen zufrieden und sich vollkommen sicher sind, dass es mir einhundertprozentig gut geht. Ich muss wissen, dass keiner von beiden sich einmischen wird. Ich muss frei sein, um meine eigenen Ziele verfolgen zu können, ohne mir darüber Sorgen machen zu müssen, dass einer von ihnen eingreifen könnte.

Und dann... denke ich an Jeremy und seinen Besuch letzte Nacht und erschauere bei der Erinnerung an dieses wohlige Gefühl. Meine Gedanken an Rache sind so gleichgültig geworden. Manchmal vergesse ich, dass der Mann, an dem ich Vergeltung üben möchte, der gleiche ist, der meinen Körper so erregen kann. Er kann mich ebenso heimtückisch niedermachen. Aber diese Situationen schreibe ich Stonehart zu. Nicht Jeremy. Auf diese Weise trenne ich die Dinge in meinem Verstand und verarbeite die Gegensätzlichkeit der zwei sehr widersprüchlichen Arten, wie ich diesen Mann erlebe.

Ich höre, wie sich die Tür im anderen Zimmer öffnet.

Instinktiv versteife ich mich und entspanne mich dann wieder, als ich Feys ausgelassenes Lachen höre.

Ich gehe hinüber und begrüße sie. Sie und Robin halten beide kleine Einkaufstüten in ihren Händen.

»Lilly. Boston ist so wunderschön!«, schwärmt Fey.
»Wie kommt es, dass du mir niemals erzählt hast, wie schön es hier ist?«

»Als wir das letzte Mal hier waren«, sage ich und erinnere mich an unsere Reise nach Boston für das Spiel, »warst du nicht dieser Meinung.«

Sie schneidet mir eine Grimasse. »Das war, weil ich einen Kater hatte und die ganze Nacht zuvor damit verbracht habe, mir die Seele aus dem Leib zu kotzen, Erinnerst du dich?« Robin gibt ein leises Geräusch der Besorgnis von sich. Fey sieht ihn an und reibt seine Hand.
»Keine Sorge, Baby. Das war das letzte Mal, dass ich mich so sehr besoffen habe. Ich habe mir selbst versprochen, dass das nie wieder geschehen würde.«

»Das hoffe ich«, murmelt er und geht dann zum Bett,

um seine Tüten abzulegen.

»Was habt ihr zwei gekauft?«, frage ich.

»Ach, nur dies und das«, sagt Fey. Sie wühlt in einer der Tüten herum, und bevor ich mich versehe, kommt ein schwarzes, pelziges *Etwas* direkt auf mich zugeflogen.

Ich kreische, aber fange es. Es entpuppt sich als einer dieser russischen Uschanka-Hüte. »Was ist das?«, frage ich.

»Setz ihn mal auf!«, kichert sie.

Ich beäuge sie skeptisch und setze dann mit dem großartigsten Anmut, den ich aufbringen kann, das pelzige Objekt auf meinen Kopf.

Sie bricht in lautes Gelächter aus. »Er steht dir!«

Ich schaue sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. Selbst Robin beginnt zu lachen.

»Schau mal! Schau doch mal!«, sagt sie.

Ich gehe zum Spiegel. Der Hut sitzt schief auf meinem Kopf. Aber selbst so sehe ich aus wie...

»Ein vollkommenes Miststück«, murmele ich und schüttele meinen Kopf.

»Was hast du gesagt?«, fragt Fey.

»Ich habe gesagt, er steht mir, wenn ich wie eine Eisprinzessin aussehen möchte«, sage ich lachend. Ich nehme ihn ab und werfe ihn Robin zu. »Du bist dran!«, sage ich.

»Oh nein!«, entgegnet er. »Hüte sehen an mir immer schlimm aus.« Er beginnt, ihn zurück in die Tüte zu schieben.

»Oh nein, das tust du nicht!«, kreischt Fey. Sie springt ihn an und zusammen ringen sie auf dem Bett. Fey versucht, die Oberhand zu gewinnen, doch Robin wehrt sich und lacht die ganze Zeit über.

Für einen Augenblick fühle ich mich wie das fünfte Rad am Wagen. Dann fängt Fey an zu schreien, als Robin beginnt, sie zu kitzeln, und sie ruft: »Lilly! Lilly! Komm, hilf mir! Ah!«

Lachend schalte ich mich ein. Alle Scham ist

vergessen. Den Gefühlen wird freier Lauf gelassen. Für einige wunderbare Minuten vergesse ich, wo ich bin. Ich fühle mich einfach wieder wie eine normale Studentin. Fey und ich kämpfen mit Robin, überwältigen ihn schließlich mit unseren vereinten weiblichen Kräften und halten ihn auf der Matratze fest. Am Ende sitze ich auf einem seiner Arme, meine Beine hängen über seinem Körper, und ich halte seine Hände fest, als Fey den Hut auf seinen Kopf setzt.

»Da!«, ruft sie. »Du siehst unmöglich aus!«

Sie lacht. Ich lache auch. Es fühlt sich gut an, sich mit meinen zwei Freunden so gehen zu lassen. Das könnte ich mit Jeremy nicht tun. Er ist zu kultiviert, zu einschüchternd — selbst wenn er intim ist.

Irgendwie macht mich dieser Gedanke traurig.

Fey bemerkt die kleine Veränderung meiner Stimmung. »Hey«, sagt sie. »Hey, Lilly, ist alles in Ordnung?«

»Ja«, antworte ich. »Ja. Es tut mir leid. Es ist nichts.« Ich reibe mir ein Auge. »Nur eine Wimper, die mir ins

Auge gerutscht ist. Das ist alles.«

»Okay.« Fey klingt skeptisch. Sie klettert von Robin herunter, und ich tue das Gleiche. »Also, hast du etwas von Jeremy gehört? Wann werden wir ihn sehen?«

»Er wird mindestens bis Mitternacht arbeiten«, sage ich. »Er könnte morgen Zeit haben. Vielleicht.«

»Vielleicht?« Fey sieht mich von der Seite an.

»Ich kenne seinen Terminkalender nicht!«, sage ich. »Alles, was ich weiß, habe ich dir erzählt. Ich kann auch nur abwarten.«

»Also, was tun wir, während wir warten?«, fragt Robin.

Ich ziehe meine Brieftasche hervor und wedele mit Jeremys schwarzer Kreditkarte vor Feys Gesicht herum. »Wie wäre es«, schlage ich vor, »wenn wir ein bisschen einkaufen gehen«, ich zwinkere, »um der guten alten Zeiten Willen?«

Der Rest des Tages vergeht schnell.

Wir wandern in der Nähe der Newberry Street herum und schauen uns größtenteils nur die Schaufenster an, kaufen aber einige Dinge, die uns wirklich ins Auge fallen.

Robin, der zuerst gedanklich noch bei uns ist, wird jedoch zunehmend wortkarger. Ich spüre, wie eine Veränderung in ihm vorgeht, als würde er irgendeine große Tragödie erwarten, die uns jeden Augenblick zustoßen könnte. Als die Sonne untergeht, sagt er kein Wort mehr, sondern ist nachdenklich und melancholisch.

Fey entgeht diese Veränderung auch nicht. Vielleicht liegt der Grund darin, dass wir alle wissen, dass dieser kleine Ausflug nicht ewig andauern kann. Schon bald werden wir uns alle drei mit Jeremy treffen. Schon bald müssen wir alle drei wieder zu unserem normalen Leben zurückkehren.

Das hoffe ich zumindest.

Als wir in unsere Zimmer zurückkehren und auspacken, spricht Robin zum ersten Mal seit Stunden.

»Lilly«, sagt er nun sehr ernst. »Es gibt etwas, das mich stört. Wirst du mich anhören?«

Ich setze mich an den Tisch und schaue ihn vom anderen Ende des Zimmers aus an. Fey hört auf, sich zu bewegen, und beobachtet uns.

»Sicher, Robin«, sage ich, obwohl eine gewisse Besorgnis sich in meine Stimme eingeschlichen hat. »Was ist los?«

»Ich wollte es nicht auf diese Weise ansprechen«, beginnt er, »und ich habe es Fey immer noch nicht erzählt. Ich habe darauf gewartet, dass du es tust. Ich wollte sehen, ob du es tust.« Unbehaglich reibt er sich die Schenkel und fährt dann fort. »Aber ich glaube, zu diesem Zeitpunkt ist es sicher anzunehmen, dass du es nicht tun wirst.«

Ich beäuge ihn misstrauisch. Fey schaut mit einem Blick voller Misstrauen von mir zu Robin und dann wieder zu mir zurück.

»Worüber redest du, Robin?«, frage ich. Die wachsende Besorgnis wird immer größer.

»Ich...«, er atmet aus, »weiß, wem dieses Hotel gehört.«

Die Worte treffen mich wie ein Schlag in den Magen. Für einen kurzen Augenblick dreht sich das Zimmer. Ich bin froh, dass ich sitze.

»Ich habe es heute Morgen herausgefunden«, fährt er fort und wirft einen kurzen Blick zu Fey. »Und plötzlich ergibt deine Hartnäckigkeit gestern Abend so viel mehr Sinn.«

Erwischt, denke ich, als ein schlimmes Gefühl von Angst über mich hinwegspült.

»Was willst du damit sagen, Robin?«, fragt Fey. »Du meinst doch nicht, dass... dass es Jeremy Stonehart gehört, oder?«

Robin schaut seine zukünftige Frau an und nickt.

Fey stößt ein kleines erschüttertes Keuchen aus. Zorn erfüllt ihr Gesicht. Sie dreht sich zu mir.

»Die gesamte Kette gehört einer entfernten Immobilien-Tochtergesellschaft von Stonehart Industries«, fährt Robin fort. »Selbst noch vor einigen Wochen wäre es unmöglich gewesen, die Verbindung zu entdecken. Aber da das Unternehmen schon bald an die Öffentlichkeit geht, sind bestimmte Unterlagen aufgetaucht, die die juristische Struktur aller Unternehmen unter der Schirmherrschaft von Stonehart Industries beschreiben. Ich habe die Verbindung selbst recherchiert. Sie ist unbestreitbar.«

»Lilly«, fragt Fey langsam, »wusstest du davon? Ist das wahr?« Sie bringt Robin zum Schweigen, als er versucht zu sprechen. »Lass sie antworten!«, faucht sie ihn an. »Im Zweifel für die Angeklagte. Man kann nicht von ihr erwarten, dass sie alle Unternehmen kennt, die Jeremy Stonehart gehören.« Sie schaut mich an, und ihre Stimme verwandelt sich fast in ein Flüstern. »Oder?«, endet sie leise.

Ich beiße mir auf die Lippen, wie ich es immer tue, wenn ich unentschlossen und nervös bin.

Soll ich lügen? Soll ich meiner Freundin ins Gesicht

schauen und leugnen, dass ich die Verbindung kannte?

Oder bringe ich den Mut auf, ihnen die Wahrheit zu sagen? Soll ich meine Täuschung zugeben? Soll ich ihnen sagen: *»Ja, ich habe euch hierher gebracht, denn ich wollte in der Nähe von Jeremy sein. Ich wollte die Möglichkeit haben, persönlich mit ihm zu sprechen, ohne dass ihr es wisst!«*

Soll ich ihnen sagen, dass er mir gestern Abend einen Besuch abgestattet hat?

Nun, von dem letzten Teil muss niemand etwas wissen.

»Lilly?«, unterbricht Fey mich. Mir wird klar, dass eine lange Zeit verstrichen ist, ohne dass ich etwas gesagt habe. »Hast du es gewusst?«

Ich schaue ihr tief in die Augen. Und dann rolle ich meine Schultern nach hinten, setze mich aufrecht hin und antworte mit vollstem Selbstvertrauen.

»Ja«, sage ich.

Ihre Augen weiten sich, und ihr fällt die Kinnlade herunter. Sie schaut mich an, als wäre ich jemand anderes.

Als würde sie einen vollkommen anderen Menschen sehen.

Dann geht sie in die Luft.

»Ich kann das nicht glauben!«, schreit sie fast. »Lilly, ich kann nicht glauben, dass du uns das antun würdest! Weißt du nicht, was für eine Art Mann er ist? Weißt du nicht, in welcher Gefahr wir uns befinden, nur indem wir hier sind?« Sie schnappt sich ihre Handtasche und greift nach Robin. »Komm! Wir gehen! Wir werden keinen weiteren Augenblick an diesem Ort verbringen. Ich habe bereits alles riskiert, als ich nach Kalifornien geflogen bin. Das habe ich für *sie* getan.« Sie spricht in der dritten Person über mich und tut so, als befände ich mich nicht im Zimmer. »Alles, was wir getan haben, du und ich, dieses ganze Wochenende und die Zeit davor, war für *sie*. Und wie zahlt sie uns das zurück? Wie sagt sie: ›Danke, Fey, danke, Robin, dass ihr auf mich aufpasst!‹ Indem sie uns in dieser verdammten Selbstmordfalle unterbringt!«

Mist.

Fey flucht niemals. Solche Worte entweichen ihr nur,

wenn sie wirklich und wahrhaftig zornig ist.

»Es ist offensichtlich, wie wenig *wir* ihr bedeuten, Robin, wenn sie uns einem Risiko wie diesem aussetzt!«

»Fey«, beginnt er, immer noch etwas zögerlich, aber immer noch entschlossen, »beruhige dich! Wir befinden uns nicht in Gefahr, oder glaubst du, ich hätte es sonst zugelassen, dass wir zurückkommen? Vielleicht hat Lilly einen guten Grund, warum sie es uns nicht erzählt hat. Wir haben uns so sehr für sie eingesetzt. Wir können uns jetzt nicht wirklich zurückziehen, ohne ihr wenigstens die Möglichkeit geben, das hier zu erklären.«

Danke, Robin, denke ich innerlich, dass du wenigstens etwas Vertrauen in mich hast.

»Oh ja, das können wir!«, ruft Fey aus. »Wir können, und wir werden! Aber du kannst mit solchen Dingen nicht einfach so locker umgehen, Robin! Sie hat uns angelogen. Du hast Glück, dass ich so böse auf sie bin, dass ich nicht auch noch sauer auf dich sein kann. Du hast seit heute Morgen davon gewusst, und du erzählst mir das erst jetzt? Was ist aus ›Partner fürs Leben‹ geworden, Robin? Was

ist aus »niemals Geheimnisse voreinander haben«
geworden?«

»Ich habe es nicht vor dir verheimlicht«, sagt er leise. Feys Wortschwall scheint ihn ein wenig eingeschüchtert zu haben. »Ich habe es einfach nur... hinausgezögert, das ist alles. Lilly zuliebe.«

»Du hast Glück, dass ich dich liebe, Baby«, sagt Fey und entspannt sich ein wenig. »Denn diese Erklärung würde mir von keinem anderen genügen.« Sie wirft mir einen finsternen Blick zu. »Zum Beispiel von *ihr*. Glaubst du, dass sie es auch einfach nur hinausgezögert hat? Oder hatte sie nie vor, es uns zu erzählen?«

»Hey, ich bin direkt hier!«, rufe ich aus, als ich zornig werde und vom Stuhl hochschnelle. »Du kannst direkt mit mir sprechen!«

Sie schiebt ihr Kinn in die Höhe. »Ich spreche nicht mit Lügner«, verkündet sie.

»Fey«, Robin ergreift ihren Arm, »setz dich hin! Lass uns anhören, was Lilly zu sagen hat! Was haben wir zu

verlieren? Vielleicht hatte sie einen guten Grund, das zu tun, was sie getan hat.«

»Oh, das bezweifle ich ernsthaft«, höhnt Fey. Aber sie setzt sich hin, genau dort neben Robin. Sie verschränkt ihre Arme und Beine und zeigt mit ihrem Körper in die andere Richtung.

Robin schaut mich an. »Du kannst es jetzt erklären, wenn du möchtest.«

Ich beginne, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Erklären? Wie soll ich das erklären?

Der Grund, warum ich sie hierher gebracht habe, ist der gleiche Grund, warum ich es ihnen nicht erzählen kann: Ich möchte nicht, dass sie ein Teil dessen sind, was sich zwischen mir und Jeremy abspielt.

Es ist mehr als das. Ich habe mich selbst in die Ecke gedrängt. Ich fühle mich von dem Würgegriff der Lügen gefangen, die sich mit weiteren Lügen, vorsätzlichen Täuschungen, widersprüchlichen Verlangen und sich bekriegenden Emotionen verstrickt haben.

»Die Wahrheit wird dich befreien«, wird behauptet.

Genauso fühle ich mich jetzt. Wenn ich nur alles preisgeben könnte und Robin und Fey *alles* erzählen könnte. Es wäre so viel einfacher.

Aber das kann ich nicht. Ich bin kein Narr. Es gibt keine einzige Seele auf der großen, weiten Welt, der ich die Wahrheit anvertrauen könnte. Der einzige Mensch, der dem auch nur nahe kommt, ist Jeremy. Aber auch nur, weil er all diese Dinge mit mir durchgemacht hat.

Und trotzdem habe ich Geheimnisse vor ihm. Geheimnisse über mein endgültiges Ziel. Darüber, dass ich Pläne für meine zukünftige Vergeltung schmiede.

Nein, ich kann mich nur auf mich selbst verlassen. So ist es immer gewesen. So wird es immer sein. Das kann ich nicht ändern. Und wirklich, wenn ich es könnte, würde ich das wollen?

Ich habe es niemals anders gekannt.

Daher befinden wir uns jetzt an einem Wendepunkt. Ich kann es in der Luft spüren. Diese Unterhaltung kann in

zwei verschiedene Richtungen verlaufen. Entweder gebe ich einige der Dinge zu, derer ich mich schuldig gemacht habe, und versuche, meine Beziehung zu Fey und Robin zu retten. Oder ich gieße noch weiteres Öl ins Feuer. Ich provoziere Fey noch weiter und hoffe, dass ihr das genügen wird, um zu gehen... und zwar aus eigenem Antrieb.

Die zweite Möglichkeit ist nicht ideal. In keinsten Weise. Ich würde meine Beziehung zu einer Freundin fast irreparabel schädigen.

Aber manchmal muss man einfach in den sauren Apfel beißen. Die Zeit für Nettigkeiten ist schon lange vorbei. Fey hat es deutlich gemacht, dass sie mir nicht vertraut. Sie hat es selbst gesagt, als wir nach Boston gereist sind: Dass meine Erklärung ungenügend war und dass sie mich nicht allein lassen würde, bis sie sich vollkommen davon überzeugt hat, dass ich mich in Sicherheit befinde.

Das ist genau das, von dem ich dachte, ich müsste es tun, bevor ich ihr eine endgültige Erläuterung gebe. Genau das war meine Absicht, als ich mich bereit erklärt habe,

mich zusammen mit ihr und Robin mit Jeremy zu treffen.

Offensichtlich wäre mir das am liebsten gewesen. Die Dinge auf diese Weise — erfolgreich — zu regeln, wäre vorzuziehen gewesen. Ich hätte mir ihre Freundschaft bewahrt, während ich zur gleichen Zeit in meinem Wissen standhaft geblieben wäre, dass ich mir keine Sorgen mehr darüber machen muss, dass sie sich einmischt.

Aber diese Art... einen ihrer Wutanfälle zu provozieren... könnte ein leichter Weg für mich sein, das gleiche Ziel zu erreichen. Wenn sie aufgebracht genug ist, um davonzustürmen — und zu schwören, mich niemals wieder zu behelligen — vielleicht ist es das, was ich tun sollte.

Denn ich habe genug davon, all die Lügen auseinanderzuhalten, die ich ihr und Robin erzählt habe. Ich habe genug von der geistigen Anstrengung, die nötig ist, um sie alle in Einklang zu bringen. Wenn ich sie nur — sie und Robin — aus der Gleichung streichen könnte, wären die Dinge so viel einfacher.

Also, was auch immer geschieht, ich entscheide mich

für diesen Weg.

»Ich weiß, dass Jeremy dieses Hotel gehört«, gebe ich zu.

»Siehst du!«, ruft Fey aus. »Da siehst du es, sie gibt es schon wieder zu!«

»Ich habe es nie abgestritten«, entgegne ich.

»Also, warum hast du es getan, Lilly?«, fragt Robin.
»Warum wolltest du unbedingt, dass wir in diesem Hotel absteigen?«

»Weil es ihm gehört«, sage ich. »Weil ich Jeremy *vertrauen* kann. Weil ich ihn sehen wollte, ohne dass einer von euch beiden es weiß, bevor wir uns mit ihm zusammen treffen.«

Fey schnappt nach Luft.

»Ach, nun komm schon!«, höhne ich. »Ist das wirklich solch eine Überraschung? Ihr beide, die ihr euch in alles eingemischt habt, was ich tue, und euch mit Dingen beschäftigt, die euch nichts angehen. Ist es wirklich so schockierend, dass ich die Freiheit haben wollte, mit

Jeremy zu sprechen, ohne dass ihr jedes Wort davon mitbekommt? Dass ich ein bisschen *Privatsphäre* haben wollte?«

»Also... hast du?«, fragt Robin leise.

»Natürlich habe ich das«, erzähle ich ihnen. Ich stehe nun vollkommen dahinter. Es gibt kein Zurück mehr. »Er hat mich gestern Abend besucht. Wir... haben uns unterhalten.« Ich stammele die Worte. »Und mehr.« Meine Wangen erröten.

»Und mehr«, öffnet Fey mich nach, die mich immer noch nicht anschaut. »Darauf läuft es für sie hinaus, Robin! Siehst du? Sie ist abhängig von den Dingen, die *Jeremy*«, sie betont seinen Namen, »sie fühlen lässt. Und sie hat es uns wieder und wieder klargemacht, wie wenig wir hier gewollt sind.«

Sie dreht sich zu mir. Ihr Gesicht ist eine schreckliche Maske aus Wut und Zorn. »Gut, Lilly«, faucht sie und spricht mich zum ersten Mal direkt an, seitdem all dies begonnen hat. »Gut! Du sagst, du möchtest allein gelassen werden? Da hast du es. Dein Wunsch wird in Erfüllung

gehen. Robin und ich reisen ab. Ich dachte, wir könnten dir ein bisschen Verstand einreden. Aber du hast es deutlich gemacht — eher mit deinen Handlungen als mit deinen Worten — wie wenig wir wirklich gebraucht werden.«

Sie reißt Robin hoch. »Du wirst niemals wieder von uns hören oder uns wiedersehen. Mach dir nicht die Mühe anzurufen. Ich werde nicht abnehmen. Nicht wenn ich weiß, dass du immer noch mit... mit... mit *ihm* zusammen bist!«

Sie zerrt Robin hinter sich her aus meinem Zimmer heraus. »Ach, und Lilly?«, fügt sie hinzu und dreht sich um, kurz bevor sie die Tür zwischen unseren Zimmern zuschlägt. »Mach dir auch nicht die Mühe, zur Hochzeit zu kommen. Deine Einladung ist offiziell widerrufen.«

In der Stille, die folgt, falle ich auf das Bett.

Auftrag ausgeführt, denke ich resigniert.

Kapitel Sechs

Während der guten nächsten Stunde werde ich von den erhobenen Stimmen aus dem angrenzenden Zimmer verfolgt.

Fey und Robin streiten sich. Sie sind immer noch nicht abgereist. Die Unsicherheit, ob sie es tun werden oder nicht, macht mich nervös.

Ich kann die Dinge, die sie sagen, nicht verstehen. Und selbst wenn ich es könnte, würde ich trotzdem nicht lauschen.

Ich bin nicht das Miststück, als das ich mich dargestellt habe. Aber es gab keinen anderen Weg. Ich konnte Fey mit Worten allein nicht überreden. Und ganz bestimmt nicht, wenn ich die Dinge noch zivilisiert handhaben wollte.

Schließlich verstummen ihre Stimmen. Ich höre, wie sich die Eingangstür ihres Zimmers öffnet und wieder schließt. Erleichtert atme ich aus und stelle fest, dass ich nicht einmal wusste, dass ich den Atem angehalten habe.

Und damit ist es vollbracht.

Ich habe mich erfolgreich von der Außenwelt abgegrenzt. Alles, was ich weiß, alles, was ich tue, wird sich von nun an um Jeremy drehen — genauso, wie es schon immer hätte sein sollen.

Zu versuchen, eine freundschaftliche Beziehung mit Fey aufrechtzuerhalten, wenn man bedenkt, was sie weiß und wie sie sich verhält, war ein Traum. Das hätte mir klar sein sollen, bevor ich die Reise nach Boston angetreten habe. Jeremy allein gibt mir genug, mit dem ich umgehen muss. Ich kann meine Beziehung zu ihm nicht jonglieren, während ich gleichzeitig versuchen muss, meine Freundschaft mit Fey aufrechtzuerhalten.

Vielleicht war dieser Wunsch ein Überbleibsel der Naivität, die ich einmal an den Tag gelegt habe. Meine Naivität und mein *Optimismus*.

Denn als ich noch am College und von so viel Potenzial umgeben war — egal, wie schwer ich gearbeitet habe oder wie geschäftig mein Leben gewesen sein mag — ich hatte immer noch dieses magische Gefühl

unbegrenzter Möglichkeiten. Das ist ein Klischee, das weiß ich. Aber es kommt mir so vor — wenn auch nur ein bisschen — dass mir die Welt offen stand.

Natürlich hat es geholfen, dass all die Tutoren dafür bezahlt wurden, uns diesen Glauben zu vermitteln.

Und trotzdem ist das ein großer Teil von dem, was Yale — trotz all der Arbeit — zu so einer angenehmen Umgebung gemacht hat. Wir waren alle Studenten und befanden uns permanent im Stress. Wir haben alle auf unsere eigene Art mit Bergen von Hausaufgaben und Tests und zusätzlichem Unterricht und Terminen zu kämpfen gehabt. Ich war nicht die Einzige, die schwer gearbeitet hat. Ganz und gar nicht.

Uns wurde der amerikanische Traum verkauft. Arbeite schwer. Hör nicht auf, und du wirst Erfolg haben. Ach ja, und du befindest dich in einer Institution, die der Rest der Welt als die beste ansieht, also enttäusche uns lieber nicht.

Tausende von Studenten haben sich in Yale beworben und wurden abgelehnt. Ich hatte in der High School nur ein bisschen bessere Noten. Das ist alles.

Also muss ich aufhören zu glauben, dass ich zu mehr fähig bin. Ich kann mich *nicht* auf zwei Dinge zur gleichen Zeit konzentrieren. Nicht während ich versuche zu erreichen, was ich wirklich möchte.

Und daher muss Jeremy der einzige Schwerpunkt in meinem Leben sein. Ich darf nicht traurig darüber sein, Fey verloren zu haben.

Selbstmitleid ist die gefährlichste aller Emotionen.

Ich atme aus und stehe auf. Nun warte ich nur darauf, dass Jeremy zurückkehrt, und dann werden wir sehen.

Genauso, wie ich es wollte.

Ich bin allerdings überrascht, als ich einen kleinen Zettel finde, der unter meiner Tür hindurchgeschoben wurde. Ich hebe ihn auf. Darauf steht:

Fey ist immer noch wütend und ich ebenfalls. Aber im Gegensatz zu ihr glaube ich, dass ich dich verstehe. Wenn du jemals wirklich Hilfe brauchst, kannst du zu mir kommen. Ich werde dich nicht abweisen.

Mir schmilzt das Herz ein ganz kleines bisschen, als ich diese Nachricht lese.

Aber dann wachen meine natürlichen Instinkte auf. Er sagt, er »versteht«.

Er versteht was? Wie viel weiß er? Wie viel haben seine Nachforschungen ergeben? Verdammt, ich wünschte, ich hätte die Voraussicht gehabt, mit ihm über all das zu sprechen, *bevor* ich die Auseinandersetzung mit Fey heraufbeschworen habe. Aber das geschah aus einer spontanen Entscheidung heraus. Ich hatte vor, heute Abend die Zeit zu finden, alles aus Robin herauszupressen, was ich nur konnte. Bevor wir uns alle mit Jeremy treffen.

Zumindest ist sein Wissen nicht länger ein Grund zur Beunruhigung. Und trotzdem wünschte ich mir, ich hätte mehr Informationen. Ich wünschte, ich wüsste genau, was Robin herausgefunden hat. Ein Fehlverhalten vonseiten Stonehart Industries? Das bezweifle ich nicht. Jeremy

Stonehart ist ein rücksichtsloser Mann. Wenn sein Verhalten mir gegenüber — vor der Offenbarung seiner Gefühle — auch nur einen kleinen Hinweis auf die Dinge gibt, zu denen er in der Geschäftswelt fähig ist, dann kann ich mir nicht einmal ansatzweise vorstellen, wie scheußlich Stonehart Industries im Innersten wirklich ist.

Ist das von Belang für mich? Vielleicht. Das Unternehmen ist genauso eine Verlängerung von Jeremy wie jedes andere Anhängsel, das er besitzt. Es könnte mir helfen, die Dinge zu verstehen, zu denen er fähig ist.

Aber habe ich auf der anderen Seite nicht bereits ein sehr reales Verständnis all dieser Dinge? Ich habe direkte persönliche und intime Erfahrung mit ihnen allen. Es existieren nicht sehr viel mehr Grausamkeiten, die schlimmer als das sind, was er mir bereits angetan hat.

Ich verdränge diese Gedanken. Sie vergiften nur meinen Verstand. Ich werde nicht wieder in der Vergangenheit verweilen. Ich werde nicht vergessen. Ich werde niemals vergessen. Aber ich werde es heute nicht zulassen, dass diese Gedanken mich bestimmen.

Ich stecke Robins Nachricht ein. Ich überlege mir, ob ich sie vernichten soll. Aber dann besinne ich mich eines Besseren. Mein erster Gedanke gilt der Sorge, was Jeremy denken könnte, wenn er sie findet. Aber als ich mich ein wenig besinne, glaube ich, dass sie in Jeremys Augen als Beweis dienen könnte, dass ich es geschafft habe, Fey und Robin loszuwerden, ohne dass das Treffen stattfinden musste. Nur für den Fall, dass ich einen Beweis brauche. Ansonsten werde ich ihm die Nachricht nicht zeigen.

Ich schaue auf die Uhr. Es ist schon fast acht. Jeremys Frist läuft in vier Stunden ab. Ich bin deswegen fast so nervös wie wegen allem anderen. Es ist mir bewusst, dass dieses Geschäft wichtig für ihn ist — selbst wenn ich nichts darüber weiß, worum es sich bei dieser Übernahme eigentlich handelt. Aber da sie für ihn wichtig ist, ist sie ebenfalls für mich wichtig. Erfolg oder Misserfolg könnte seine Stimmung während der nächsten Woche bestimmen. Vielleicht sogar noch länger.

Ich schaue mich um und suche nach meinem Handy. Dem Handy, von dem ich geschworen habe, es nicht mehr

zu benutzen, bis Jeremy mir versichert hat, dass alle Beschränkungen aufgehoben wurden. Ach, die Ironie hinter diesem Gedankengang!

Ich stelle es an. Es fährt blitzschnell hoch. Ich warte, um zu sehen, ob ich irgendwelche Nachrichten von Jeremy habe. Ich finde keine.

Ich sende ihm eine von mir und formuliere sie absichtlich rätselhaft:

Um Fey und Robin habe ich mich gekümmert. Ich werde auf deine Rückkehr warten.

Bevor ich das Handy aus der Hand legen kann erhalte ich eine neue Nachricht.

Gut. Ich vertraue dir. Ich bin froh, dass du die Dinge geklärt hast.

Bist du nicht beschäftigt? schreibe ich zurück. Wie läuft die Übernahme?

Wir befinden uns in einer Sackgasse. Habe jetzt Pause. Erzähle dir bald mehr.

Okay, sage ich. Viel Glück.

Ich mache mein eigenes Glück.

Ich lächle einfältig. Das ist typisch Jeremy.

Ich denke darüber nach, ob ich es dabei belassen soll.

Aber es gibt noch etwas anderes, das den ganzen Tag an mir genagt hat. Und da Jeremy gerade Zeit hat...

Hugh hat mich heute Morgen besucht.

Stille. Jeremy antwortet nicht.

Ich warte erst eine Minute und dann zwei. Als die Zeit zwischen den Nachrichten sich noch weiter ausdehnt, beginne ich, mir Sorgen zu machen.

Mist! Vielleicht hätte ich ihm das jetzt nicht sagen sollen. Es gibt im Moment genug, um das er sich kümmern muss, er hat mehr als genug um die Ohren...

Mein Handy klingelt. Es ist Jeremys Nummer.

»Hallo?«, melde ich mich.

»Was hast du gerade gesagt?«, will er wissen. »Über Hugh?«

»Vergiss es!«, sage ich schnell, während mein Puls rast. Jeremy klingt ärgerlich. Vollkommen wütend. »Ich werde dir erzählen, was passiert ist, wenn du fertig bist.«

»Lilly, ich habe gerade eine der anstrengendsten Verhandlungen meines Lebens verlassen, um diesen Telefonanruf zu tätigen. Du wirst es mir nicht später erzählen! Du wirst es mir jetzt erzählen!«

»Auch okay«, sage ich und empfinde allerlei Arten von Schuldgefühlen — und Besorgnis — da ich ihn auf diese Weise unterbrochen habe. Wenn die Dinge schlecht laufen, sobald er an den Verhandlungstisch zurückkehrt, wird er mir die Schuld dafür geben?

Oder schätze ich meinen Einfluss auf sein Leben zu groß ein?

»Es dauerte nicht lange«, sage ich. »Nichts ist passiert. Niemand anderes hat uns gesehen. Er hat an meine Tür geklopft und gefragt, ob er eintreten dürfte. Ich habe nein gesagt. Er hat versucht, darauf zu bestehen. Ich habe ihn abgewiesen.«

»Hat er dir irgendwelche Schwierigkeiten gemacht?«, fragt Jeremy. »Hat er gesagt, was er wollte?«

»Er hat nur gesagt, dass er sich unterhalten wollte. Ich habe abgelehnt.«

»Und das ist alles?«

»Das ist alles«, bestätige ich. »Oh! Er hat versucht, mir einen Umschlag zu geben.«

Weitere Stille. Ich beginne herumzuzappeln, je länger sie dauert.

»Jeremy?«, frage ich. »Bist du noch da?«

»Hast du ihn angenommen?«, will er wissen. »Hast du den Umschlag von ihm angenommen, Lilly?«

»Was? Nein! Warum sollte ich?«

»Bist du sicher«, er lässt nicht locker, »dass du mich nicht anlügst?«

»Nein, Jeremy. Das würde ich nicht tun! Niemals. Warum sollte ich lügen?« Meine Selbstsicherheit beginnt, zu mir zurückzukehren, und wird von der falschen

Anschuldigung seiner Worte angefeuert. »In der Tat habe ich dir diese Informationen *freiwillig* mitgeteilt, Jeremy. Niemand hat mich dazu gezwungen.«

Jeremy gibt ein unzufriedenes, wütendes, grollendes Geräusch in seiner Kehle von sich. Ein Teil von mir ist froh darüber, dass er nicht persönlich hier ist; ein anderer Teil wünscht sich, er wäre es. Auf diese Weise könnte ich seine Reaktion besser einschätzen.

»Lilly«, sagt Jeremy langsam. »Hör mir aufmerksam zu! Mein Vater war ein mächtiger Mann. Ich habe ihn unschädlich gemacht. Aber sein Verstand ist immer noch scharf. Er könnte dir sehr gefährlich werden. Uns.

Du wirst mir *keine* Informationen über ihn vorenthalten! Niemals. Ich habe ihm nicht die Erlaubnis gegeben, dich zu besuchen. Das hat er hinter meinem Rücken getan. Ich weiß nicht, was seine Absichten sind. Aber wir müssen vorsichtig sein. Hat er Rose erwähnt?«

»Rose?« Ich hebe voller Verwirrung meine Augenbrauen. »Nein, warum sollte er sie erwähnen?«

»Die Wahrheit. Jetzt, Lilly!«

»Nein!«, betone ich. »Das hat er nicht. Ich lüge dich nicht an, Jeremy. Verdammt! Hör auf, mich dessen zu beschuldigen!«

»Ich muss mir sicher sein.« Er hält inne. »Ich muss zurückgehen. Ich habe dir bereits mehr Zeit gewidmet, als ich beabsichtigt hatte. Ich werde mit Hugh sprechen und sehen, was er zu sagen hat. Wenn seine Geschichte mit deiner übereinstimmt, ist das eine Sache. Wenn sie das nicht tut...«, er verliert sich, wobei die Drohung weiterhin über mir schwebt, »...wird das unangenehme Folgen haben.«

Er legt auf.

Ich starre das Telefon in meinen Händen an.
Unangenehme Folgen? Für wen? Für Hugh oder...

Ich schlucke schwer.

Für mich?

Kapitel Sieben

Jeremys letzte Bemerkung versetzt mich in Panik. Ich dachte, wir hätten diese Phase unseres Lebens hinter uns gelassen. Die Unsicherheit dessen, was er damit meint, richtet in meinem Verstand ein Chaos an.

Ich muss ihn sehen. Das ist alles, sage ich zu mir selbst, als ich versuche, einen Weg zu finden, die Ruhe zu bewahren. Ich muss ihn persönlich sehen, und alles wird sich klären.

Aber möchte ich ihn sehen, wenn man bedenkt, was so ein Treffen hervorrufen könnte?

Nun. Es ist definitiv der Alternative vorzuziehen: dem Treffen mit ihm, Robin und Fey. Das hätte eine Katastrophe werden können. Nun, da die Gefahr gebannt ist, kann ich wieder zurück zu...

Zu was? Zur Arbeit? Zu meinem Leben?

Mein Leben ist so, wie auch immer Jeremy es entscheidet. Die Position, die er mir bei Stonehart

Industries gegeben hat, ist nur wenig mehr als eine Täuschung. Dessen bin ich mir sicher. Entweder das oder ein Test. Ein Test...

Ein Adrenalinstoß fährt durch mich hindurch, und ich setze mich aufrecht hin.

Ein Test?

Könnte Jeremy mir diese Position gegeben haben, damit ich als Versuchskaninchen diene? Ein Objekt, an dem er seine neuen technischen Erfindungen ausprobieren kann? Die computergestützte Illusion, die er erstellt hat... die Vorstellung, die er mit Hugh und Simon inszeniert hat... war das der eigentliche Zweck meiner Einstellung? War das der wahre Grund, warum ich bei Stonehart Industries bin?

Jesus! Das könnte sein. Und ich habe das bis jetzt übersehen?

Ich lege eine Hand auf meine Stirn.

Denk nach, Lilly! schelte ich mich selbst. Erwinnere dich an den Mann, mit dem du es hier zu tun hast!

Jeremy — ob ich ihn nun als Jeremy oder Stonehart ansehe — ist der gleiche Mensch, der mich eingesperrt hat. Er ist der gleiche Mensch, der fast zwei Jahrzehnte darauf gewartet hat, dass ich erwachsen werde, um mich gefangen zu nehmen und sich an dem zu rächen, was mein Vater seiner Mutter angetan hat.

Und selbst wenn er behauptet, dass die Dinge sich nun geändert haben, selbst wenn er sich zu tiefen Gefühlen für mich bekennt — und selbst wenn ich begonnen habe, daran zu glauben — ist er immer noch ein Meister der Lügen, der Täuschung und der direkten Manipulation. Er ist eine wahre Fallstudie für langen Atem. Wie lange hat er im Verborgenen gelauert, mich beobachtet und mich kontrolliert, während ich mich von einem Kind zu einer erwachsenen Frau entwickelt habe?

Ein unbehaglicher Schauer läuft mir den Rücken hinunter. Dieses sind unangenehme Gedanken. Es sind Gedanken, die ich in den vergangenen Wochen vermieden habe. Warum? Weil ich Angst vor ihnen habe?

Nein. Sondern weil ich weiß, wohin sie führen. Sie

führen zu Reue und Hass.

Und trotz allem, was er mir angetan hat, *will* ich Jeremy *nicht* hassen. Nicht jetzt. Eigentlich kann ich sogar fast ein Gefühl von... Mitleid... für den Mann aufbringen.

Ich schüttelte meinen Kopf. Nein, Mitleid ist auch nicht gut. Mitleid schwächt mich sehr viel mehr als Hass. Ich will Jeremy nicht aus meinen eigenen egoistischen Gründen hassen. Vorwiegend weil ich nicht wieder damit beginnen möchte, das zu verabscheuen, was aus meinem Leben geworden ist.

Hass ist die Basis für eine vergiftete Atmosphäre. Er wird mich mehr als jedes andere Gefühl hinunterziehen. Ich glaube, dass ich schon einigen schwierigen Situationen ausgesetzt gewesen bin? Man füge der Mischung noch Hass hinzu, und diese Situationen wären unerträglich. Ich wäre nicht in der Lage, irgendwelche der Dinge zu genießen, die Jeremy mir bietet.

Und eigentlich... bietet er mir eine Menge. Also, was soll's, wenn der Pfad, der uns zusammengebracht hat, dunkel, verdreht und hinterhältig war? Also, was soll's,

wenn seine Gründe, mich auszusuchen, so falsch waren? Was wichtig ist, ist das, was wir jetzt zwischen uns haben und was in der Zukunft geschehen wird.

Aber immer wieder kehre ich zu meinem endgültigen Ziel der Rache zurück. Ich habe mir selbst versprochen, ich würde Jeremy Stonehart vernichten. Ich mache keine leeren Versprechungen. Und ich vergesse auch nicht. Ich werde mich an all das erinnern, was er mir während unserer gesamten Zeit zusammen angetan hat.

Vielleicht sind wir uns ähnlicher, als ich zunächst geglaubt habe. Ich habe meine Geheimnisse. Er hat seine. Ich habe meine Ziele und meine Absichten. Jeremy hat seine. Wir beide behaupten, ehrlich zu sein. Wir beide behaupten, einander die Wahrheit zu sagen.

In beiden Fällen ist das eine verdamnte Lüge.

Der schlimmste Teil — oder vielleicht der beste — ist, dass wir beide es wissen. Wir fahren damit fort, einander zu täuschen, jeder auf seine eigene Weise, und entschuldigen uns nicht dafür. Zumindest nicht innerlich.

Und vielleicht... vielleicht ist es genau dieser Aspekt unserer Beziehung... der uns so gut zu einander passen lässt.

Ich lehne mich im Stuhl zurück. Meine Lippen verziehen sich zu einem schiefen Lächeln. Jeremy und ich passen tatsächlich zueinander, oder nicht? Irgendwie, durch einen bedrohlichen Winkelzug des Schicksals, ist die Entführte ihrem Entführer verfallen.

Es ist nicht das Stockholm-Syndrom. Nicht mehr. Nicht, wenn ich die Freiheit habe zu gehen und mich dafür entscheide, es nicht zu tun. Ich hatte genügend Gelegenheiten, wegzulaufen oder die Polizei aufzusuchen. Ich habe all die Videoaufzeichnungen von dem, was er mir angetan hat. Ich habe mehr als genug tatsächliche, stichhaltige Beweise, um Jeremy für immer hinter Gitter zu bringen.

Hier geht es nicht mehr um das Wort einer geprellten Geliebten gegen das Wort eines mächtigen Geschäftsmoduls.

Aber offensichtlich will ich das nicht. Offensichtlich

möchte ich nicht, dass Jeremy verschwindet. Wenn ich das wollte, wäre das bereits geschehen.

Nein. Ich neige meinen Kopf zur Seite und schaue aus dem Fenster. Ich möchte nicht, dass Jeremy geht. Ich finde ihn faszinierend. Er ist der interessanteste Mensch, den ich jemals getroffen habe. Er hat so viele Seiten an sich, so viele gegensätzliche Persönlichkeiten, die alle in einer Schale vereint sind. Der gemeinsame Faktor, der alle von ihnen verbindet, bin...

Ich.

Ich befinde mich im Herzen von allem. Es ist nicht anmaßend oder überheblich, das zu denken. Egal, wie Jeremy ist, egal, wie seine Geisteshaltung ist, sein privates Leben dreht sich um mich. Dafür hat er gesorgt. Das ist die Realität, die er für sich selbst erschaffen hat, genauso, wie er Stonehart Industries aufgebaut hat.

Er hat mir erzählt, dass er ein Mann ist, der *tut*, weil er *kann*. Diese Worte sind mir im Gedächtnis geblieben. Sie geben mir einen der wichtigsten Einblicke in seinen Verstand.

Die ganze Welt steht ihm offen. Es ist nicht die falsche Illusion, die ich im College aufrechterhalten habe, wenn uns wieder und wieder das Gleiche gesagt wurde. Dass wir alles erreichen können, was wir wollen, wenn wir nur den Mut hätten, uns zu bemühen und danach zu greifen.

Ach! Ich schnaube. Was für ein Topf voller Lügen. Für einen frischgebackenen Studienabsolventen besteht die Welt aus nichts weiter als geschlossenen Türen und riesigen Bergen von Papierkram — ob er nun von einer Eliteuniversität kommt oder nicht. Man hat sich noch nicht bewährt, wenn man jung ist. Man ist unerfahren. Man beweist genau das, indem man diesen ganzen Unsinn von »die Welt liegt dir zu Füßen« glaubt.

Aber Jeremy ist die Verkörperung dieser Worte. Er hat die Macht. Er hat den Reichtum. Er hat den Einfluss, alles tun zu können, was er schon immer wollte. Und er hat sich entschlossen, all seine Zeit damit zu verbringen, sich auf mich zu konzentrieren.

Es ist erstaunlich — sogar verblüffend — dass ich ihm so viel bedeuten könnte. Ich habe über seine

Liebeserklärung nachgedacht, ein Geständnis seiner wahren Gefühle für mich. Obwohl ich sie wahrscheinlich aus einem Selbsterhaltungstrieb heraus zuerst abgelehnt habe, zweifle ich nicht mehr an der Aufrichtigkeit dieser Gefühle. Zuerst ergaben sie für mich keinen Sinn. Ich habe ihnen nicht gestattet, einen Sinn zu ergeben.

Jetzt tun sie es. Er ist weder ein Narr, noch ist er naiv. Er weiß, dass er mir all die Werkzeuge gegeben hat, die nötig sind, um ihn zu zerstören. Ich bin mir sicher, dass er einige Sicherheitsvorkehrungen getroffen hat, für den Fall, dass ich es versuche — der Einfluss auf meinen Vater zum Beispiel, oder seine Einwirkung auf meine Mutter. Aber wenn ich es versuchen sollte, wäre ich in der Lage, ihm mit gleichen Waffen entgegentreten zu können.

Er hat mir all diese Werkzeuge gegeben... und mich dann mit ihnen allein gelassen. Er hat nicht eingeschränkt, was ich tun kann oder nicht. Zumindest wirken wir auf diese Weise wie ein normales Paar.

Diese ganz einfache Einsicht hat wahrscheinlich genügt, damit ich langsam begonnen habe, seine

Liebeserklärung ernst zu nehmen. Es hat eine Weile gedauert, aber ich glaube, ich habe es schließlich geschafft.

Irgendwie ist diese Offenbarung mehr wert als das Abnehmen des Halsbands. Oder selbst das Verbrennen des Vertrages. Das waren physische Dinge, physische Handlungen, um mich von seiner Ernsthaftigkeit zu überzeugen. Wenn einer dieser beiden Gegenstände noch vorhanden wäre... nun, offensichtlich lägen die Dinge dann jetzt ganz anders. Aber sie würden uns beide belasten. Sowohl mich als auch Jeremy. Nein, jetzt sind wir *beide* frei von diesen Fesseln, um herauszufinden, wo die Zukunft uns hinführt — ohne Zweifel... und mit sogar noch weniger Erklärungen.

Außer... natürlich gibt es wie immer Erwartungen. Erwartungen an mein Verhalten. Gewisse Regeln, denen ich immer noch folgen muss.

Ich verstehe sie vorbehaltlos. Und außerdem verstehe ich die *Notwendigkeit* dafür. Ich beginne, einen flüchtigen Eindruck davon zu bekommen, wer Jeremy Stonehart ist.

Wer er ist, wenn er sich etwas gehen lässt. Wer er ist, wenn er sich in meiner Nähe aufhält. Wer er ist und zu wem er unter meinem wachsenden Einfluss werden kann.

Ich bezweifle nicht länger, dass ich ihn ändern kann. Dafür hat er mich nahe genug an sich herangelassen. Irgendwie habe ich genügend Macht über sein Leben gewonnen.

Natürlich ist so viel an ihm immer noch rätselhaft. Verdammt, ich weiß nicht einmal, welches Unternehmen er heute Abend versucht zu erwerben!

Aber diese Art von Wissen ist nicht sonderlich wichtig für mich. Ich meine ja, ich bin neugierig, was in seinen Augen für Stonehart Industries so wichtig ist, dass er diese Besprechung »die wichtigste Verhandlung seines Lebens« genannt hat. Aber das ist nicht der Kern dessen, was ich wissen möchte. Das verrät mir weniger über den Mann Jeremy Stonehart als über Jeremy Stonehart, den milliardenschweren Geschäftsmogul.

Und es ist der Mann, über den ich etwas erfahren möchte. Über seine Geschäfte könnte ich etwas lernen,

indem ich die letzte Ausgabe des Forbes Magazins lese. Das könnte jeder. Das ist nicht entscheidend für mich. Die wichtigen Dinge sind: Was hat er gemeint, als er von den psychologischen Narben gesprochen hat, die ich erlitten habe, und dass ihm die gleichen zugefügt wurden? Was hat er gemeint, als er mir vor so langer Zeit erzählt hat, dass er Rache an seinem Vater genommen hat — und dann finde ich heraus, dass der Mann ein Mitglied seines Vorstandes ist.

Und vor allem: Was hat Hugh gemeint, als er angedeutet hat, dass er derjenige gewesen ist, der Jeremy bei meiner Entführung geholfen hat? Und noch wichtiger ist, warum hat Jeremy mich gefragt, ob er Rose erwähnt hat?

Dies sind die Fragen, die in meinem Leben wichtig sind. Dies sind die *Menschen*, die für mein Leben wichtig sind. Nicht Robin und — so sehr ich es auch hasse, das zuzugeben — auch nicht Fey.

Ich befinde mich ganz allein auf einer Insel. Aber es ist eine Insel, zu der ich bereitwillig geschwommen bin.

Draußen im offenen Meer, als ich hätte um Hilfe bitten können, als ich hätte schreien und um die Aufmerksamkeit der vorbeifahrenden Schiffe betteln können, habe ich mich entschlossen, allem den Rücken zuzukehren und meinen eigenen Weg zu gehen.

Ich habe mir hierfür entschieden, überlege ich, als ich mich in dem leeren, einsamen Zimmer umschaue. Ich habe mich entschieden.

Kapitel Acht

Jeremy überrascht mich, indem er sich ins Zimmer schleicht.

Ich bin, ohne es zu merken, im Sessel eingeschlafen, während ich über mein Leben nachgedacht habe. Da alle Lichter ausgeschaltet waren, war die Situation auf unheimliche Weise dem Verstoß ähnlich, dem ich meinen letzten Aufenthalt in der Dunkelheit zu verdanken habe.

»Lilly«, sagt er leise und berührt meine Wange. »Lilly, es ist vollbracht.«

»Hm?«, murmele ich, immer noch im Halbschlaf. Die Instinkte, die mich vor einer unerwarteten Ankunft schützen sollten, existieren nun nicht mehr. Stattdessen lege ich meinen Kopf in seine Hand, genieße das Gefühl seiner Finger an meiner Haut und ermutige ihn, damit fortzufahren.

Er streichelt mit seiner Hand vor und zurück und kniet sich dann neben mich. »Du bist so wunderschön, wenn du

schläfst«, flüstert er.

Ich lächle über das Kompliment. »Was ist vollbracht?«, raune ich.

»Das Geschäft. Wir haben es im letzten Augenblick abgeschlossen, wie es bei dieser Art von Verhandlungen üblich ist. Die nötige Dringlichkeit kommt immer dann zustande, wenn die Zeit knapp ist.«

»Ich gratuliere«, sage ich. »Hast du also nun Zeit?«

»Für den Augenblick ja«, erwidert er. »Und du ebenfalls.«

»Jeremy, warte!« Ich halte seine Hand auf, bevor sie beginnen kann, meinen Körper zu erforschen. »Wir müssen uns erst unterhalten. Letzte Nacht haben wir keine Möglichkeit dazu gehabt. Und als ich es das letzte Mal versucht habe, hast du mich unterbrochen.«

»Wozu die Eile?«, fragt er. Er befreit seine Hand mit einem Drehen aus meinem Griff, legt unsere Handflächen dann aber aufeinander. »Die Zeit drängt nicht. Wir haben die ganze Nacht. Du hast eine heftige Konfrontation

zwischen dir, mir und deinen beiden Freunden vermieden. Nachdem du sie hierher gebracht hast, hast du die Dinge allein wieder in Ordnung gebracht. Ich habe es überprüft. Die beiden haben schon vor Stunden einen Flug nach New Haven genommen.«

»Du traust mir immer noch nicht ganz, oder?«

»Nein.« Er kräftigt seinen Griff. »Dir vertraue ich mit meinem Leben. Es sind Fey und Robin, die unbekannte Größen darstellen.«

»Und das Problem ist nun gelöst«, sage ich.

»Ja, das Problem ist nun gelöst«, bestätigt er. Er geht zum Bett und bedeutet mir, ihm zu folgen. Auf dem Weg dahin werfe ich ihm einen durchtriebenen Blick zu.

Ich setze mich neben ihn. Er liebkost meinen Hals.

»Bist du niemals müde?«, frage ich. Seine Hartnäckigkeit amüsiert mich ein wenig, und ich fühle mich mehr als ein bisschen geschmeichelt, dass er nach wer weiß wie vielen Besprechungen, die er während der letzten Tage hatte, immer noch Energie für mich übrig hat.

»Dich zu sehen vertreibt meine Müdigkeit.«

»Was bist du süß«, murmele ich. Ich seufze vor Wohlgefallen, als seine Küsse die empfindliche Stelle direkt neben meinem Schlüsselbein erreichen.

Und dann — und ich muss all die Willenskraft aufbringen, die ich besitze — schiebe ich ihn weg. »Wir müssen uns unterhalten!«, dränge ich.

Jeremy atmet aus. »Du bestehst darauf, oder nicht?«

»Ich bin nicht die Einzige, die standhaft ist«, spotte ich und werfe einen kurzen Blick zwischen seine Beine.

Er lächelt. »Nun gut, Lilly. Wenn es das ist, was du willst. Aber ich möchte mich erst umziehen.«

Er steht auf. Ich lehne mich auf dem Bett zurück und beäuge ihn mit angehobenen Augenbrauen. Er blickt mich wissend und provozierend an und zieht seine Jacke aus.

Dann knöpft er langsam sein Hemd auf und schaut mir dabei die ganze Zeit in die Augen.

»Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, du

versucht, mich zu verführen«, sage ich und lächle, als sein Hemd auf den Boden fällt und sein wunderbarer Körper enthüllt wird.

»Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, du bist nahe daran, verführt zu *werden*«, sagt Jeremy.

»Nicht jetzt.«

»Ich weiß, ich weiß«, räumt er ein und hält seine Hände in die Höhe. »Ich weiß, dass du dich unterhalten möchtest. Aber darf ein Mann nicht etwas Bequemerer anziehen, wenn er am Abend nach Hause kommt?« Er wirft einen kurzen Blick hinunter auf seine ausgebeulte Hose. »Dies ist irgendwie... einengend.«

Ich beginne, mir die Lippen zu lecken, werde mir meiner Handlung dann aber bewusst und höre auf.

»Vielleicht könnte ich dich bei diesem Problem um deine Hilfe bitten?«

»Vielleicht *nicht*«, sage ich und strecke ihm die Zunge aus. »Zumindest noch nicht. Ich werde nicht schwach werden, Jeremy!«

»Es gefällt mir, wenn du dich durchsetzt«, knurrt er.

Und dann springt er auf mich zu.

Ich bin vollkommen überrascht. Ich kreische, als er mich auf die Matratze zieht und damit beginnt, wieder meinen Hals zu küssen. Er bewegt seinen Mund weiter nach unten, schmiegt seinen Kopf an meine Brüste und küsst mich durch meine Kleider hindurch. Ich kann seine Erektion an meinem Bein spüren.

»Jeremy, nein! Jeremy, hör auf!« Ich muss lachen, als er beginnt, in meine Halsbeuge zu prusten. Ich kämpfe spielerisch mit ihm. »Jeremy, lass mich los!«

»Du möchtest nicht, dass ich dich loslasse«, bemerkt er. Er schlingt seine Arme um meinen Körper und hält mich fest. »Du möchtest, dass ich dich niemals loslasse. Und ich glaube nicht, dass ich das jemals tun werde.«

Als ich diese Worte höre, wird eine Gewissheit in mir zum Leben erweckt. Es ist ein unbekanntes Gefühl, und es entspringt ganz tief in meiner Seele.

Ich möchte *wirklich* nicht, dass er das tut.

Ich erstarre. Jeremy bemerkt es. Er lässt mich los.

»Lilly?«, fragt er, wobei sein Gesicht voller Besorgnis ist. »Lilly, was ist los?«

Die einzige Antwort, die ich ihm geben kann, ist ein Kopfschütteln. »Nein«, sage ich leise. Dann ich wiederhole ich es noch einmal. »Nein, nein, nein, nein.«

»Nein, was?« Jeremy rollt sich von mir herunter. Er lässt mir nur ein ganz kleines bisschen Platz.

»Nein«, sage ich noch einmal. Und plötzlich sage ich es so daher. »Nein, nein, nein, nein.«

»Lilly! Sprich mit mir! Was ist passiert? Habe ich etwas falsch gemacht? Mist!«, flucht er. »Genau das habe ich gemeint. Oder? Der Auslöser?«

Er nimmt meine beiden Hände und schaut mir in die Augen. »Sprich mit mir, Lilly-Blume! Ich möchte das nicht noch einmal verursachen. Es ist meine Schuld, oder nicht? Verdammt!« Er schlägt mit seiner Faust auf die Matratze. »Natürlich ist es meine verdammte Schuld. Es ist wegen dem, was ich dir angetan habe.«

Ich sage immer wieder: »Nein, nein, nein, nein.«

Der Grund, warum ich das sage... der Grund, warum der Schwall meiner leeren Worte nicht aufhören will... liegt darin, dass ich gerade einen kurzen Blick auf meine eigenen wahren Gefühle geworfen habe.

Ich liebe Jeremy Stonehart.

Und das macht mir große Angst.

»Ich brauche... Luft.« Ich reiße mich los. Laufe zum Fenster. Reiße es auf. Schnappe in der eisigen Januar-Kälte nach Luft.

Ich blicke nach unten. Höhenangst überkommt mich. Ich bin so hoch oben. Ich fühle mich wie ein Blatt, als könnte der geringste Stoß mich über den Vorsprung fallen lassen...

Verzweifelt weiche ich zurück. Oder vielmehr versuche ich es. Ich stolpere. Ich falle auf den Boden. Ich kämpfe mich hoch, bevor Jeremy mich erreichen kann, und merke, dass der Raum sich immer noch dreht. Ich sehe ein Vielfaches von ihm. Alles ist falsch. Es ist schlimmer, als

hätte ich Drogen genommen, und schlimmer als ein entsetzlicher Albtraum. Es ist schlimmer, denn all dies ist die *Realität*.

Und ich bekomme sie nicht in den Griff.

Ich schließe meine Augen und versuche, der Welt zu entkommen. Dem Hotelzimmer. Jeremy. Meinen neuen Gefühle.... einfach allem. Ich spüre, wie Wärme mich von unten her überkommt. Ich bekämpfe dieses Gefühl nicht. Ich lasse es über mich hinwegspülen und meine Ängste, meine Sorgen und meinen Stress mit sich nehmen. Ich lasse mich davontreiben, bis nichts mehr übrig ist außer der leeren Existenz meines Verstandes und diese trügerische, tröstende Wärme.

Ich verliere das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich in einem Krankenhauszimmer.

Ich erkenne es sofort aufgrund der strahlend weißen Wände und der Linoleumfliesen, die den Boden bedecken. An den hellen, künstlichen Lichtern, die hoch über mir leuchten.

Ich rolle mich auf die Seite und stöhne. Mein ganzer Körper schmerzt, als wäre ich verprügelt worden.

Warum?

»Lilly Ryder?« Eine unbekannte weibliche Stimme spricht meinen Namen. Ich schaue hin und sehe, wie eine Schwester den Raum betritt. »Wie geht es Ihnen?«

»Es... es geht mir gut«, sage ich. Ich drücke mich hoch und merke, dass die Schmerzen nicht ganz so schlimm sind, wie ich zuerst geglaubt habe. Sie entsprechen schlimmstenfalls dem, was ich nach einer schlaflosen Nacht empfinden würde.

»Was ist geschehen?« Ich schaue mich im Zimmer um und werde erneut von einem Licht geblendet. Etwas daran fühlt sich falsch an. »Dies ist nicht das Massachusetts General Hospital, oder?«

»Nein«, sagt die Schwester. »Dies ist eine private Einrichtung. Das Hermann Grace Medical Center. Versuchen Sie bitte, sich aufzusetzen! Ich muss Ihre Werte überprüfen.«

Ich rutsche nach oben. Die Schwester nimmt meinen Blutdruck, misst meinen Puls, überprüft meine Temperatur und leuchtet mit einem hellen Licht in meine Augen und all das mit einer abgeklärten Effizienz.

Und während sie all das tut, kann ich nur an eines denken: *Wo ist Jeremy? Warum ist er nicht hier?*

Sie beendet die Aufzeichnung ihrer Notizen und sagt: »Dr. Telfair wird in Kürze bei Ihnen sein.«

»*Dr. Telfair.*« Woran erinnert mich dieser Name?

Sie verlässt das Zimmer, sodass ich über diesen Gedanken nachsinnen kann.

Ich bekomme nicht sehr viel Zeit. Nicht mehr als fünf Minuten später öffnet sich die Tür erneut — und Jeremy tritt ein.

Außer, dass es nicht Jeremy ist. Er trägt einen weißen

Arztkittel. Sein Haar ist kürzer als gestern Abend — fast wie ein Igelschnitt.

Was zum Teufel? Er hatte Zeit, sich die Haare schneiden zu lassen, während ich hier lag?

Er schaut mich an und lächelt. »Hallo Miss Ryder.«

Miss Ryder? Seit wann bin ich Miss Ryder für ihn?

»Jeremy, was ist hier los?«, will ich wissen und setze mich schnell wieder auf. Schwerer Fehler. Das Blut rinnt mir aus dem Kopf. Für einen oder zwei Augenblicke dreht sich das Zimmer.

»Ganz ruhig«, murmelt er. Er schreitet auf mich zu. Seine Gangart sieht merkwürdig aus. Sie ist nicht ganz so selbstsicher und nicht ganz so zuversichtlich wie ich sie in Erinnerung habe.

Er tut etwas hinter dem Bett. Ich schaue mich um. Ich bin überrascht, als ich sehe, dass ich an einen Tropf angeschlossen bin. Ich folge dem durchsichtigen Plastikschauch zu der Stelle, wo er unter der Bettdecke verschwindet. Ich hebe eine Ecke der Decke an, schiebe

den Ärmeln meines weißen Umhangs zur Seite und sehe, dass die Nadel in meinem linken Arm steckt.

»Was ist das?«, hauche ich und werde nun ärgerlich. Ärgerlich auf mich selbst, dass ich das nicht zuvor bemerkt habe. Ärgerlich auf ihn, dass er sich so gleichgültig verhält. Ärgerlich auf ihn, dass er sich seine verdammten Haare hat schneiden lassen, während ich ohnmächtig war!

Ich mache eine Bewegung, um die Nadel aus meinem Arm herauszuziehen. Doch bevor ich dort ankomme, überkommt eine äußerst friedvolle Art von Nirwana meinen Körper.

»Das ist besser«, sagt er.

Die Worte treiben in meine Richtung wie wunderschöne Blütenblätter, die an die Oberfläche eines Sees aufsteigen. Meine Arme fallen auf die Seite des Bettes und fühlen sich taub und wunderbar an. Meine Augen beginnen, wieder zuzufallen. Ein albernes Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus.

Ich blicke zu Jeremy auf. »Du bist so... wunderschön«, sage ich, wobei die Worte mir nur langsam entweichen. All meine Bedenken und Sorgen sind verschwunden. Ich spüre nur noch eine blühende, aufsteigende Art von Glückseligkeit. Alles ist langsam und gemächlich. »Dieses Zimmer«, sage ich und bewege meinen Kopf in einem kleinen Kreis, »ist so... wunderschön.«

Ich sehe, wie Jeremy lächelt. Ich beobachte, wie seine Lippen sich bewegen, während er spricht. Ich kann seine Worte nicht hören. Ich bin zu weit weg. Aber seine Lippen sind so hübsch. So wunderschön. Sie faszinieren mich mit all ihren feinen Konturen und winzigen Linien und ihrer roten... Röte.

Mein Kopf fällt auf die andere Seite. Habe ich mir zuvor Sorgen gemacht? Warum? Die Erinnerung daran ist weit weg, als wäre es vor einer Ewigkeit gewesen. Eine Wärme steigt in mir auf. Die Wände des Zimmers, so strahlend weiß, sind nicht länger bedrohlich. Sie sind wunderschön, wunderbar. Makellos. Sie erinnern mich an die kühle Frische von frisch gefallenem Schnee, den man

hinter einer schweren Glasscheibe mit einem prasselnden Feuer an seiner Seite beobachtet. An das Versprechen an die weißen Weihnachten meiner Kindheit.

Ich nehme Geräusche war. Wunderschöne Geräusche. Unglaubliche Geräusche. Mein Kopf neigt sich nach hinten. Ich kann Jeremy wieder sehen. Nur dieses Mal wird er von einem Dunst umgeben, wie ein Engel, der vom Himmel herabsinkt. Irgendwo weit entfernt weiß ich, dass diese Geräusche aus seinem Mund kommen. Über seine Lippen. Ich weiß ganz tief in mir drinnen, dass ich in der Lage sein sollte, sie zu verstehen. Dass ich diesen Worten eine Bedeutung beimessen sollte...

Ich kann es nicht. Dieses Wissen ängstigt mich nicht. Es sendet mich eher noch tiefer in meine friedliche Leere hinein. Ich werde von Geräuschen umgeben, von wunderschönen Noten, von dem Bass seiner Stimme und dem wundervollen, wunderschönen, sauberen, weißen Raum.

Tief aus meinem Unterbewusstsein steigt ein Gedanke in mir auf. Von einem Teil, den der Zauber noch nicht

erreicht hat:

Ich bin betäubt worden!

Oh ja. Ich lächle bei dem Gedanken. Ich bin definitiv betäubt worden.

Das beunruhigt mich nicht. Im Gegenteil, es fühlt sich... wundervoll an.

Ich möchte niemals wieder den Zustand verlassen, in dem ich mich befinde.

Ganz langsam, als hätte die Zeit aufgehört, eine Bedeutung zu haben, wird mir eine weitere Stimme bewusst. Eine zweite, die sich dem Chor anschließt. Diese klingt vertrauter. Sie ist mehr...

Ich schließe meine Augen und nehme sie in mir auf. Mehr... *meine*.

Ganz langsam erreichen mich die Geräusche einer Auseinandersetzung. Eine Stimme, die mit einer anderen kämpft. Etwas sagt mir, dass ich hinschauen muss. Etwas sagt mir, dass ich wieder auftauchen muss. Es ist fast wie ein Sehnen, ein Verlangen nach der zweiten Stimme. Ein

Bedürfnis, ein *Wunsch*, zu sehen, wo sie herkommt.

Ich blinzele und steige aus den Tiefen auf. Ich spüre, wie mein Körper ein Teil von mir wird. Aber zur gleichen Zeit ist er es nicht. Ich existiere ausschließlich in meinem Geist. Ich habe die ultimative Trance erreicht.

Meine Augen öffnen sich, und als ich mich wieder mit der Welt verbinde, sehe ich, dass die Dinge... sich verändert haben. Sie haben sich verschoben. Sie sind verzerrt. Ich sehe die hellen Lichter der fluoreszierenden Lampen über mir nicht mehr, sondern habe einen atemberaubenden Blick auf einen klaren, blauen Himmel. Ich spüre Wärme, nicht von mir drinnen, sondern von außen, die von meinem Gesicht abstrahlt. Ich erkenne sie klar als die Wärme der Sonne. Ich erkenne das mit der gleichen Sicherheit, wie ein Kind die Stimme seiner Mutter erkennt.

Die Auseinandersetzung, die zwei kämpfenden Stimmen um mich herum, setzt sich fort.

Hat sie jemals aufgehört? Ich bin mir nicht sicher.

Seit dem Augenblick, in dem ich eingeschlafen bin, könnte eine ganze Ewigkeit vergangen sein. Oder überhaupt keine Zeit. Ich kann mir nicht sicher sein, und diese Art von Unwissenheit verleiht mir Glückseligkeit.

Ich schaue in die Richtung der Stimmen. Ich sehe zwei Jeremys. Einer trägt sein Haar lang und gewellt, so wie ich es in Erinnerung habe. Der andere hat diesen kurzen Igelschnitt.

Einer trägt einen makellosen dunklen Anzug. Der andere trägt Khakihosen und ein kariertes Hemd. Als die Bewegung meines Kopfes ihre Aufmerksamkeit auf mich lenkt, lächelt einer von ihnen. Die andere tut es nicht.

Und dann, als würde ich nicht existieren, richten sie ihre Aufmerksamkeit wieder aufeinander.

Schmerz. Ein tiefer Schmerz erfasst mich. Ich fühle mich vernachlässigt. Er durchdringt das Meer, auf dem ich dahintreibe, und durchbohrt mein Herz wie die grausamen Worte eines ehemaligen Liebhabers.

Warum stehen dort zwei Jeremys? Ich weiß es nicht.

Aber das beunruhigt mich im Moment nicht. Keineswegs. Die Tatsache, dass keiner von ihnen hinübergeeilt ist, dass keiner von ihnen zu mir gekommen ist... tut mir weh.

Ich beginne zu weinen.

Mein ganzer Körper zittert vor Emotionen. Aber ich kann meinen Schmerz nicht laut äußern. Ich merke, wie ich zerbreche und auseinanderfalle. Ich kann meinen Körper nicht spüren. Das ängstigt mich. Meine Arme? Meine Beine? Sie sind da, irgendwie neben mir und an mir befestigt. Aber sie wirken auf mich wie irgendwelche leblosen Objekte, die ich aus dem Augenwinkel wahrnehmen kann. Ich sehe sie. Ich weiß, dass sie da sind. Ich weiß, dass sie real sind.

Aber ich habe keine Kontrolle über sie.

Das vertieft meine Verzweiflung nur noch. Ich spüre, wie ich wieder sinke. Doch statt einer warmen Umarmung falle ich dieses Mal tief nach unten. In den kalten Dreck. In das Grab von eintausend Todesopfern. Ich falle weiter und weiter und immer tiefer, an einen Ort, wo jegliche Freude ausgelöscht und alle Hoffnung verschwunden ist. An einen

Ort, wo nur die verabscheuungswürdigsten Arten von Seelen jemals herumwandern. An einen Ort, der für die widerlichsten Kreaturen auf der Erde reserviert ist.

Ich sinke, immer tiefer und tiefer, weiter und weiter in den Boden hinein, und ich verliere jede Wahrnehmung meiner selbst, von Wissen, Freude und Schmerz. Ich höre auf zu existieren.

Kapitel Neun

Ich wache auf und schnappe nach Luft.

Mein Nachthemd fühlt sich kalt an. Es ist schweißgetränkt. Umgehend steigt die Erinnerung an den abscheulichen Tropf in mir auf, der Drogen in mich hineinpumpt. Ich greife danach, um ihn herauszuziehen — und stelle fest, dass er verschwunden ist.

Ein stechender Schmerz beginnt, in mir aufzusteigen, gerade am Rand meines Bewusstseins. Bevor ich ihn verstehen kann, bricht er über mich hinein und trifft mich tief in der Magengrube.

Hunger. Eine Art von Mordshunger... Als hätte ich seit Monaten nicht gegessen. Ich umklammere meinen Magen und beuge mich vornüber. Als nächstes versuche ich, mich zu übergeben und den leeren Inhalt meines Magens überall auf den Boden zu speien.

Ein langer Tropfen Speichel läuft mir am Kinn hinunter.

Igitt.

Ich zittere. Ich fühle mich ekelhaft. Mein Körper klebt vor lauter Schweiß.

Wo bin ich?

Ich schaue mich in dem unbekannten Zimmer um. Es ist dunkel, aber dort befindet sich ein Fenster, dessen Vorhang nicht zugezogen ist. Ich sehe Sterne im Nachthimmel.

Mein Bett ist groß, aber unbequem. Die Matratze fühlt sich so hart an wie Stein. Die Kissen, auf denen ich aufgewacht bin, sind zu groß und zu ausladend. Sie lassen meinen Hals schmerzen.

Voller Angst fliegen meine Hände an meinen Nacken.

Das Halsband, denke ich rasend. Ist das Halsband wieder da?

Meine Haut ist nackt. Zumindest das verschafft mir eine gewisse Erleichterung.

Ich schaue mich noch einmal im Zimmer um. Es ist mit schweren Eichenmöbeln eingerichtet. Teure Bilder hängen

an der Wand. Dort ist ein Regal voller Bücher. Daneben befindet sich eine Tür.

Eine Tür. Ein Ausweg.

Ohne zu wissen warum, stehe ich langsam auf und gehe darauf zu. Nichts an diesem Zimmer ist unangenehm. Eigentlich fühlt es sich wie eine heimelige Art von Behausung an, die man in einem uralten Haus an der Küste Nordenglands finden könnte.

Und trotzdem möchte ich nichts lieber als hier raus.

Meine Beine zittern, als ich sie belaste, aber sie tragen mich. Ich entdecke ein paar Hausschuhe neben dem Bett in meiner Größe.

Mit diesem Gedanken kehren die Erinnerungen an meine Zeit in der Dunkelheit zu mir zurück.

Ich denke an das Unbehagen. Die Angst. Die vollkommene und permanente Unsicherheit. Die Sorge, was morgen bringen könnte.

Ich erschauere und versuche, diese Gedanken zu verdrängen. Aber die Erinnerungen verfolgen mich immer

weiter. Dieses Zimmer weckt all diese Gefühle. Ich werde den Verstand verlieren, wenn ich feststelle, dass die Tür verschlossen ist.

Ich eile darauf zu und lege beide Hände auf den Türknauf. Das ist es. Der Augenblick der Wahrheit. Angst lässt mich zögern. Mut lässt mich fortfahren.

Ich drehe. Der Türknauf bewegt sich, und die Tür öffnet sich.

Ein erleichterter Seufzer entweicht meinen Lippen. Dann spüre ich einen Zug an meinem Nacken, der mein Nachthemd zum Kräuseln bringt.

Schnell trete ich hinaus und schließe die Tür, womit der Wind sich legt.

Ich finde mich in einem langen, verlassenen Flur wieder. Die gleichen alten, teuren Möbelstücke stehen an beiden Seiten. Eine Ansammlung von Dachfenstern an der Decke spendet Licht — zweifellos eine moderne Ergänzung.

Ich frage mich, wo zum Teufel ich bin. Ich trete einen

vorsichtigen Schritt nach vorn. Die Dielen knarren. Mir bleibt fast das Herz stehen.

Ich warte. Eine ängstliche Minute vergeht. Dann zwei. Als das Blut nicht mehr ganz so laut in meinen Ohren rauscht, wage ich mich vorwärts.

Ich lasse meine Finger über ein schulterhohes Schränkchen gleiten, als ich daran vorbeigehe. Dort befindet sich kein Staub. Dieser Ort wird gut gepflegt.

Ich frage mich, wo Jeremy ist.

Plötzlich stürmen alle Erinnerungen an meine Zeit in dieser merkwürdigen medizinischen Einrichtung auf mich ein. Ich erinnere mich an die Schwester und den Arzt. Den Arzt? Er sah genauso aus wie Jeremy. Ich würde fast sagen, es *war* Jeremy. Aber dann erinnere ich mich daran, alles doppelt gesehen zu haben. Nicht zweimal den gleichen Menschen. Sondern zwei Personen, die zufälligerweise identisch aussahen.

Hat Jeremy einen Zwilling Bruder?

Oh mein Gott!

Ich lege eine zitternde Hand an meinen Kopf. Nichts von alldem erscheint mir noch real zu sein. Es fühlt sich so an, als würde ich in dem angsteinflößenden Albtraum von jemand anderem leben.

Das ist die einzige Erklärung, die einen Sinn ergeben würde. Selbst wenn ich unter dem Einfluss... selbst wenn mir wieder Drogen verabreicht wurden... ich kann mich deutlich daran erinnern, wie die beiden sich unterhalten und gestritten haben.

Und dann bin ich hier gelandet, denke ich.

Wo auch immer »hier« ist.

Ich erreiche das Ende des langen Flures und betrete einen großen, offenen Empfangsraum. Ich befinde mich auf der obersten Etage. Dort befindet sich eine Brüstung, durch die ich hinunterschauen kann. Eine riesige Treppe windet sich an der Innenseite des Gebäudes entlang. Sie ist beeindruckend und breit.

Ich schaue von dem Balkon hinunter. Dies ist kein Haus. Es ist ein Schloss. Mit Sicherheit gehört es Jeremy?

Und doch bezweifle ich das. Ich kann mich darauf nicht verlassen. Nicht mehr.

Plötzlich denke ich an meinen Vater. Er hat Jeremy Dr. Telfair genannt. Das ist der Grund, warum der Name mir so bekannt vorkam!

Jesus! Wie weit geht die Täuschung? Wie viel von dem, was ich von Jeremy weiß, ist tatsächlich wahr? Könnten das alles Lügen sein?

Warum wurde mir diese *Droge* verabreicht? Was war das? Wovon wurde ich ferngehalten?

Jeremy hat mir vor kurzem gesagt, dass ich mich in Gefahr befinden könnte. Dass er Feys Anrufe gesperrt hat, um mich in Sicherheit zu wahren.

Könnte dies ein Hinweis auf diese Gefahr sein?

Ich fühle mich verloren — verlorener als ich es je zuvor gewesen bin. Ich war mir meiner so sicher, als ich Fey und Robin weggestoßen habe.

Diese Selbstsicherheit ist verschwunden. An ihre Stelle ist das unheimliche Gefühl getreten, dass ich

unbeabsichtigt in Stoneharts dunkelste Falle hineingetreten bin.

Stoneharts! Nicht Jeremys. So aufzuwachen ruft definitiv Erinnerungen an Stonehart ins Gedächtnis zurück.

Aber ich trage kein Halsband. Das ist etwas Gutes. Vielleicht sind die Dinge nicht ganz so düster, wie sie erscheinen.

Ich steige die gespenstisch ruhige Treppe zum Erdgeschoss hinunter. Die Bauart erinnert mich an Jeremys Haus in Kalifornien. Es ist fast so, als wäre eines dem anderen nachempfunden worden. Aber mit einer modernen Note.

Ich erreiche die großen Türen. Sie ragen über mir wie ein Burgverließ. Mondlicht flutet durch die hohen Fenster hindurch und gestattet mir, meine Umgebung zu sehen. Es gibt weder Lampen noch Kerzen.

Kerzen?

Was für ein merkwürdiger Gedanke. Aber Kerzen würden an einem Ort wie diesem passend aussehen.

Ich atme tief ein und öffne mit einem Drücken die Türen.

Wind grüßt mich. Mein dünnes Nachthemd ist nur ein schwacher Schutz gegen die Fänge eines kalten, winterlichen Sturms. Schneeflocken wirbeln um mich herum wie übelwollende kleine Feen.

Das Schloss — Haus, Heim, was auch immer — befindet sich auf der Spitze eines großen Hügels. Von der Türschwelle aus kann ich die gesamte Landschaft sehen. Die Umgebung und die nackten Bäume werden von einer dicken, weißen Schneeschicht bedeckt. Nirgendwo sehe ich ein Zeichen von Zivilisation.

Kalte Angst — sogar noch kälter als der Sturm, der draußen tobt — überkommt mich. Ich bin allein in irgendeiner gottverlassenen Gegend. Die Türen sind geöffnet, und ich trage kein Halsband. Aber ich habe keine Möglichkeit zu wissen, wie weit ich mich von der Zivilisation entfernt befinde.

Ich kämpfe gegen den starken Wind an und drücke die Türen zu. Das Heulen des Windes ist immer noch zu

hören. Dessen war ich mir zuvor nicht bewusst. Nun kann ich nicht aufhören, an ihn zu denken.

Er singt ein Lied von Isolation und Einsamkeit.

Okay, sage ich zu mir selbst und versuche, meine Gedanken unter Kontrolle zu bringen. Okay. Lilly, denk mal nach! Du bist immer schon in der Lage gewesen, dich auf dich selbst verlassen zu können. Erinnerst du dich?

Ja, wenn ich nicht in irgendeinem verdamnten Schloss eingesperrt bin! entgegnet die Stimme der Vernunft.

Ich spüre, wie Verzweiflung in mir aufsteigt. Ich weiß nicht, wo ich bin oder warum ich hier bin. Ich weiß nicht einmal, wie ich hierher gelangt bin. Erinnerungen an meine ersten Tage in Jeremys Welt steigen in mir auf. In der Dunkelheit aufzuwachen. Neben der Säule aufzuwachen.

Sind wir dorthin zurückgekehrt?

Von irgendwoher höre ich Schritte. Nicht nur Schritte, sondern *laufende* Schritte, die irgendwo auf der Etage

über mir stampfen.

Bevor meine Unruhe sich in Angst verwandeln kann, höre ich, wie mein Name gerufen wird.

»Lilly! Lilly, wo bist du? Lilly!«

Mir bleibt fast das Herz stehen. Es ist Jeremy. Er sucht nach mir. Und er klingt vollkommen verzweifelt.

»Hier!«, rufe ich. »Ich bin hier unten!«

Einen Augenblick später stürmt er auf den Balkon. Rasend schaut er hinunter und sucht nach mir.

Ich trete einen Schritt nach vorn. Sein Blick bemerkt die Bewegung, und er konzentriert sich auf mich. In der Dunkelheit ist es schwer zu erkennen, aber ich glaube zu sehen, wie sich Erleichterung auf seinem Gesicht ausbreitet.

»Lilly!«, ruft er aus. »Gott sei Dank! Wie konntest du das Bett verlassen?«

»Ich bin aufgewacht und aufgestanden«, erkläre ich und spüre, wie all meine Ängste und Sorgen in Bezug auf

diesen Ort sich in Luft auflösen. Dieser Mann ist Jeremy, nicht Stonehart. Die Sicherheit dieses Wissens spendet mir allen Trost der Welt.

»Klugscheißerin«, murmelt er. Seine Stimme hallt durch den Raum. »Weißt du, wie besorgt ich war, als ich bemerkt habe, dass du verschwunden bist?«

»Nun, was glaubst du, wohin ich gehen würde?«, frage ich und drehe mich zu ihm.

Er schüttelt seinen Kopf. »Ich weiß nicht. Ich dachte... ich war besorgt... egal. Es spielt keine Rolle.«

Er bewegt sich von der Balustrade weg und kommt schnell zu mir. Meine Beine scheinen sich wie von selbst zu bewegen, als ich loslaufe, um ihm auf halbem Weg entgegenzukommen. Er umarmt mich. Ich verschmelze mit ihm.

»Oh, Jeremy«, sage ich. Alle Arten von Emotionen werden in mir zum Leben erweckt, und alle von ihnen drehen sich nur um ihn.

»Pst, pst«, murmelt er und lässt seine Hand durch mein

Haar gleiten. »Es ist alles in Ordnung. Du bist in Sicherheit. Ich bin hier. Mach dir keine Sorgen!«

Ich merke, dass ich begonnen habe zu weinen.

Verdammt! Das ist nicht die Reaktion, die ich ihm zeigen will!

Ich drücke mich von seiner Brust weg und blicke ihm prüfend in die Augen.

Seine herrlichen, wunderbaren, *fürsorglichen* Augen. In ihnen befindet sich nicht ein Funke Stonehart. Es ist nur Jeremy. Nur mit Gefühl, nur Verständnis, nur Wärme und Güte und *Liebe*. Es ist Jeremy, wie der Junge, der er einst war. Wie der Mensch, den er verbergen musste, um ein Mann zu werden, der die Welt beherrschen kann.

»Du spielst mir nichts vor, oder?«, murmele ich. »Du hältst dich nicht zurück. Du meinst die Dinge, die du sagst.« Ich blinzele durch die Feuchtigkeit in meinen Augen hindurch. »Du liebst mich wirklich.«

»Ja«, sagt er. Und er lehnt sich hinunter, um mich zu küssen.

Unsere Lippen verbinden sich in einer sanften und doch dringlichen Leidenschaft. Ich bin zu lange von ihm getrennt gewesen. *Wir* sind so lange voneinander getrennt gewesen. Es fühlt sich so an, als wäre eine Ewigkeit vergangen, seitdem er mich das letzte Mal auf diese Weise geküsst hat.

Das Mondlicht macht es sogar noch magischer.

Er löst sich von mir und lehnt seine Stirn gegen meine.

»Ja«, wiederholt er. »Das tue ich wirklich. Ich kann es nicht kontrollieren, Lilly. Und zum ersten Mal in meinem Leben möchte ich das auch nicht. Ich muss es nicht. Ich bin bereit, mich in dir zu verlieren...«, er führt seine Hand nach oben und berührt meine Wange, »...wenn du mich nur lässt.«

»Ja«, sage ich leise. »Ja, Jeremy, das werde ich. Und ich...«, ich atme tief und zitternd ein, »...ich glaube, ich liebe dich auch.«

Jeremys Augen weiten sich. Ich habe noch nie zuvor solche Überraschung in seinen Augen gesehen.

»Du... was?«, flüstert er.

»Ich glaube, ich liebe dich, Jeremy.« Das Aussprechen dieser Worte fühlt sich wunderbar an. Sie sind fast erlösend. In gewisser Weise lasse ich den letzten Zweifel und die Unsicherheit gehen, die Jeremy und mich auseinanderhalten.

Es sind die sechs wichtigsten Worte, die ich jemals in meinem Leben von mir gegeben habe.

Er lächelt. Es ist ein sanftes, mitfühlendes Lächeln. Er hebt seinen Daumen, um meine Mundwinkel zu berühren.

»Ich weiß, dass du das tust«, sagt er. Er schaut mich mit der selbstgefälligen Befriedigung von jemandem an, der gerade eine Wette gewonnen hat. »Ich bin froh, dass du schließlich in der Lage bist, es dir selbst gegenüber zuzugeben.«

Ich weiche zurück. *Das* hat er also zu meiner Offenbarung zu sagen? Dieses anmaßende, arrogante Arschloch!

Und plötzlich kommen all diese Zweifel und

Unsicherheiten wieder. Ich werde von einem Berg alter Verdächtigungen und Ängste erdrückt. Sie zerren an meinen Kräften und an meiner errichteten Fantasiewelt wie große Wellen, die an einem gestrandeten Schiff rütteln.

Ich winde mich aus seinem Griff heraus. Ein kalter Schauer von einem Riss in der Tür läuft mir den Rücken hinunter. Ich schlinge meine Arme um mich selbst und drehe mich weg.

»Lilly?«, fragt er.

»Nein!« Ich zeige mit dem Finger auf ihn. »Wage ja nicht, mir so zu kommen!« Ich zittere aufgrund meiner eigenen Dummheit... und meiner Naivität.

Ich habe es ihm zu früh gesagt. Ich habe es ihm zu schnell gesagt. Ich habe ihn nicht hart genug arbeiten lassen, um mich dazu zu bringen, diese Worte von mir zu geben.

Mein Zorn hat einen Blitzableiter. Ich kann ihn gegen *ihn* richten. Er tritt einen Schritt auf mich zu. Ein Hauch

von Verwirrung ist auf seinem Gesicht zu erkennen.

»Was?«, beginnt er.

Ich stoppe ihn mit meiner Stimme. »Komm *nicht* näher, Jeremy!«, warne ich. Er hält umgehend an. Ich sehe, wie ihn Entschlossenheit und Stärke überkommen. Ich sehe, wie ihm diese entgleiten. Ich sehe, wie die Verletzlichkeit und Sensibilität verschwinden, nur um von...

Gleichgültigkeit ersetzt zu werden.

»Du bist immer noch krank«, teilt er mir mit.

Ich schaue ihn finster an. »Was?«, fauche ich. »Was meinst du damit, ›Ich bin immer noch krank‹, Jeremy? *Du* bist krank, Jeremy! Wenn jemand dir gegenüber sein Herz öffnet, antwortet man nicht mit einem selbstsicheren, aufgeblasenen ›Ich weiß‹! Man freut sich darüber und drückt das auch aus. Man spuckt dem anderen nicht ins Gesicht!«

»Glaubst du, das habe ich gerade getan?«, fragt er. Seine Augen verdunkeln sich. Seine Stimme nimmt ihren gewöhnlichen durchsetzungsfähigen und autoritären Ton

an.

Kurz gesagt wird er zu dem öffentlichen Bild des Mannes, der Stonehart Industries leitet.

»Du glaubst, ich habe dir ins Gesicht gespuckt?«

»Und wie würdest du das nennen?«, erwidere ich.

»Schau dich um, Jeremy! Sieh, wo wir sind! Du hast mich in irgendeinem gottverlassenen Schloss eingesperrt, wie Schneewittchen. Das ist etwas, das im Mittelalter geschehen würde! Es befindet sich niemand in unserer Nähe, den ich bemerkt hätte, es sind nur ich und du, und wir befinden uns Gott weiß wie weit von der Zivilisation entfernt. Dies ist fast so schlimm, wie in der Dunkelheit zurückgelassen zu werden, Jeremy, als ich außer dir niemand anderen hatte, auf den ich mich verlassen konnte!

Und nun, wenn ich dir sage, was du so begierig hören wolltest, wenn ich dir das sage, für das du *angeblich* deinen rechten Arm geben würdest, was bekomme ich dafür? Keine Freude. Kein Gefühl. Nicht einmal Anerkennung! Ich bekomme das herablassendste, arroganteste Grinsen, das man sich vorstellen kann. Wenn

du mich so behandelst«, sage ich, drehe mich von ihm weg und beginne, die Treppe hinaufzusteigen, »dann nehme ich es zurück.«

Seine Stimme folgt mir, sanft und doch einschneidend wie eine scharfe Klinge. »Du kannst es nicht zurücknehmen, Lilly. Besonders nicht, seitdem ich weiß, dass es das ist, was du wirklich empfindest.«

Ich halte mitten im Gehen mit einer Hand auf der Brüstung an. Ich werfe ihm einen hasserfüllten Blick zu. »Du lernst niemals dazu, oder? Du kannst mich nicht so behandeln und im Gegenzug Verständnis erwarten.«

Er schüttelt seinen Kopf. »Verständnis ist nicht das, was ich will, Lilly. Ich will die Wahrheit. Wahrheit und Ehrlichkeit. Wenn du mir sagst, dass du etwas empfindest, von dem ich weiß, dass du das tust, dann ist das ein Schritt nach vorn. Für mich«, er dreht sich so hin, dass er mir direkt ins Gesicht schaut, »ist das lediglich eine Bestätigung dessen, was ich bereits wusste. Also vergib mir dafür, ›anmaßend‹ zu erscheinen.« Ein grausames Lächeln entstellt sein hübsches Gesicht. »Aber so bin ich

nun einmal.«

»Und das ist verabscheuenswürdig«, fauche ich, drehe mich weg und marschiere den ganzen Weg die Treppe hinauf.

Ich bin ärgerlich. Mehr auf mich selbst als auf ihn. Ich habe alles für Jeremy riskiert, und er hat mir nicht einmal das kleinste bisschen Gefühl gezeigt. Nicht einmal Wärme! Er ist in dem Augenblick zu einer Mischung aus Jeremy und Stonehart geworden. Kalt und kontrollierend. Kalkulierend. Und das, ohne körperlich oder verbal gewalttätig zu sein.

Zumindest... noch nicht.

Ich fühle mich nackt und entblößt. Ich habe mein größtes Druckmittel in einer dummen, emotionalen Laune aufgegeben. Ich habe ihn nicht genug dafür arbeiten lassen. Nicht annähernd genug. Es ist erst einige Wochen her, seitdem er die Worte das erste Mal von sich gegeben hat. Ich hätte ihn zum Schwitzen bringen sollen. Ich hätte ihn Monate warten lassen sollen. Ich hätte...

Verdammt!

Ich hätte geduldiger sein müssen. Ich hätte Jeremy um den kleinen Finger wickeln und mit angehaltenem Atem darauf warten lassen können zu hören, wie ich meine Gefühle zugebe, anstatt sie so bald preiszugeben, so... bedeutungslos.

Denn so hat er sie erscheinen lassen. Das ist der Kern von all meinem Frust, Zorn und Verachtung. Indem er gesagt hat: »Ich weiß!«, hat er meine Worte bedeutungslos erscheinen lassen.

Und genau das schmerzt mich am meisten. Es verwundet mich tief. Ich hasse es, das zuzugeben. Daher verschleierte ich es mit Zorn.

Ich bin mein ganzes Leben lang stolz darauf gewesen, unabhängig zu sein. Ich habe mich niemals auf irgendjemand anderen verlassen als auf mich selbst. Ich war in der Lage, meine Gefühle zu kontrollieren, und zwar nach meinen Plänen und nicht aufgrund der Handlungen anderer. Ich habe mit allen Vor- und Nachteilen auf einer Insel gelebt — egal, was alle anderen getan haben — auf

der niemand in der Lage sein würde, meinen geistigen Zustand zu beeinflussen.

Und nun ist diese Art von Puffer vollkommen verschwunden. Er wurde ausgelöscht. Ich bin für mehr als nur physische Dinge von Jeremy abhängig. Mehr als Kleider, Geld, Unterkunft und Wärme. Mehr als reine minimale Annehmlichkeiten.

Ich bin wegen etwas von ihm abhängig, das mir sehr viel wichtiger ist. Ich bin wegen der Befriedigung meines Verstandes von ihm abhängig.

Verdammter Mist.

Ich bleibe stehen. Mein Herz rast. Meine Gedanken wirbeln herum.

Das ist genau das, was Jeremy will, oder nicht? Das ist genau das, was er schon immer wollte.

Als wir uns zum ersten Mal in dem Fahrstuhl getroffen haben und er mir erzählt hat, dass er meinen *Verstand* haben wollte... ich hatte keine Ahnung, was die Folgen davon sein würden.

Er will nicht, dass ich ihn liebe. Das wollte er nie. Sicher, es könnte schön für ihn sein, das zu erreichen. Aber das war niemals sein endgültiges Ziel.

Sein ursprüngliches Ziel vor seiner Veränderung — bevor er zu Jeremy wurde — war es, meinen Verstand vollkommen und absolut zu kontrollieren.

Ich bekomme ein flaues Gefühl im Magen. Mit meiner jüngsten Offenbarung habe ich ihm das auf einem silbernen Tablett serviert.

Mist! Mist! Mist!

Jetzt gibt es keine Täuschungen mehr. Ich kann nicht so tun, als würde ich etwas — irgendetwas! — vor ihm verbergen. Nicht wenn er weiß, wie ich empfinde. Nicht wenn er genau das bekommen hat, hinter dem er her war, als er noch Stonehart war.

Jeremy... Jeremy Stonehart... macht keine leeren Versprechungen — am allerwenigsten sich selbst gegenüber. Er hat mich ausgesucht, und er hat mich bekommen.

Aber das war nur das Körperliche. Die einzige Möglichkeit, seinen Missbrauch in der Dunkelheit zu überleben, lag darin, mich geistig davon zu lösen. Ich habe mir selbst gesagt — egal, was er tat — dass er niemals meinen Geist bekommen würde.

Und nun habe ich aufgegeben.

Vollkommenes Grauen. Genau das empfinde ich. Ich drehe mich langsam herum und stelle mich ihm halb zugewandt hin.

Jeremy hat sich nicht von der Stelle bewegt. Er steht einfach nur da und beobachtet mich mit den kalten, kalkulierenden Augen eines Geiers.

»Bist du Jeremy?«, höre ich mich selbst fragen. Ich kann die Worte kaum glauben, die mir über die Lippen kommen. »Oder bist du... Stonehart?«

Er lächelt geziert. Es ist ein Lächeln voller Verständnis. »Mir war nicht bewusst, dass es einen Unterschied gibt«, erklärt er.

Ich weiß, dass er sich jetzt über mich lustig macht.

Es kostet mich jedes bisschen meiner Kraft, die Treppe hinunterzugehen. Mich nicht wegzudrehen und zu laufen und mich zu verstecken, sondern dem Monster direkt in die Augen zu schauen.

»Vielleicht gibt es den auch nicht«, sage ich. Ich habe meine Fassung wiedergefunden — zumindest nach außen hin. Ich bin bereit, mich dem zu stellen, was auch immer als nächstes geschieht. »Aber das wäre ein großer Verlust für dich.«

»Wäre es das?«, grübelt er.

»Oh ja«, sage ich. Vorsichtig gehe ich auf ihn zu. Ich beginne, ihn zu umkreisen, als wäre ich der Jäger und er die Beute.

»Wenn du Stonehart bist, hasse ich dich. Ich verachte dich. Man könnte sagen...«, ich lächle ihn an, »...dass ich deinen Tod wünsche.«

Er blinzelt nicht.

»Aber«, fahre ich fort, »wenn du Jeremy bist...«, ich lasse einen Finger seinen Arm hinaufgleiten, zu seinen

Schultern und an seinem Hals entlang, »...manchmal, wenn du Jeremy bist... glaube ich, dass ich dich liebe. Nein«, ich halte mit meinem Finger an und stelle mich auf die Zehenspitzen, um ihm ins Ohr zu flüstern, »ich liebe dich, Jeremy. Aber nur als der Mann, der du in diesen Augenblicken bist. Nicht als der Mann, der du sonst bist.«

Ich lache und drehe mich weg. »Verdammt kaputt, oder nicht? Dieses Ding, das wir miteinander haben? Aber genau das macht es so besonders. Genau das macht es so...«, ich schaue ihn an und fixiere ihn mit einem heißblutigen Blick, »...erotisch.«

»Lilly«, knurrt er. Ich habe eine Wirkung auf ihn. Er klingt bereits lüstern und erregt.

»Da!« Ich schnippe mit dem Finger. »Ich weiß, wie sehr du mich willst, Jeremy. Ich kann es in deinen Augen sehen. Aber im Gegensatz zu vorher werde ich es nicht zulassen, dass du einfach zugreifst und mich nimmst. Du wirst dafür arbeiten müssen. Du wirst deinen Wert unter Beweis stellen müssen.«

Als nächstes gehe ich das größte Risiko ein.

»Natürlich«, fahre ich fort, »könntest du mich einfach zwingen. Du könntest mich gegen meinen Willen nehmen. Jeder Mensch auf der Welt weiß, wie groß und mächtig du bist. Wie einfach es für dich wäre, jemanden wie mich zu überwältigen. Klein. Zerbrechlich. Und in deinen eigenen Worten... *wertvoll*.«

»Lilly«, sagt er, »du weißt nicht, was du tust. Ich gebe dir den guten Rat aufzuhören. Oder ich werde nicht in der Lage sein, mich zurückzuhalten — so wahr ich hier stehe.«

»Wirst du das nicht?«, frage ich mich. »Was ist mit dieser eindrucksvollen Selbstkontrolle geschehen? Sicherlich möchtest du für die Frau, von der du behauptest, sie hätte dein Herz gestohlen, nicht zu dem Monster werden, das du zuvor beklagt hast, oder?«

»Das ist keine Behauptung«, knurrt er, wobei ein Hauch von Wut in seiner Stimme zu hören ist. »Es ist die unbestreitbare Wahrheit.«

»Ist das die ultimative Wahrheit, Jeremy?«, frage ich. »Oder ist sie aus deinen erdichteten Wahnvorstellungen entstanden?«

»Ich...«, er tritt einen Schritt auf mich zu, »...gebe mich niemals Wahnvorstellungen hin.«

Erwischt! denke ich.

Ich lasse ihn sich selbst die Schlinge um den Hals legen.

»Nun, in diesem Fall«, sage ich zu ihm und stelle mich aufrecht hin, selbst als er sich nähert, selbst als er an mir hoch und runterschaut und nach meinen Armen greift, »wenn du mich wieder ohne meine Einwilligung zwingst, wirst du allem, was wir zwischen uns aufgebaut haben, einen irreparablen Schaden zufügen. Du wirst deine einzige Chance auf Erlösung vernichten. Du wirst deine einzige Chance auf...«, ich schaue ihm direkt in seine sagenhaften Augen, »...Liebe zerstören.«

»Verdammt noch mal, Lilly!«, faucht er. »Ich hasse es, wenn du vernünftig sprichst.«

Und damit stürzt sein Mund sich auf meinen.

Nach allem, was ich gesagt habe, sollte man meinen, ich hätte den Drang, mich zu wehren. Das habe ich nicht.

In mir ist Feuer aufgestiegen, während ich mit Jeremy gesprochen habe. Dieses Feuer braucht ein Ventil.

Genau dies ist dieses Ventil.

Ich küsse ihn mit ungenierter Leidenschaft zurück. Vielleicht denkt Jeremy, er hätte die Kontrolle — das tut er nicht. Ich bin diejenige, die die Zügel in der Hand hält.

Ich verschlinge seinen Mund und kralle meine Hände in seinen Rücken und in sein Haar. Ich ziehe ihn zu mir und sehne mich nach dem Gefühl seines Atems und seines Herzschlags. Leidenschaft wie diese gibt mir die Gewissheit, noch am Leben zu sein. Sie versichert mir, dass ich immer noch die ultimative Kontrolle über Jeremys Körper ausübe.

Am Ende bin ich diejenige, die einen Einfluss auf ihn ausübt. Ich bin diejenige, die solch animalische Wildheit auslöst.

Und ich bin diejenige, die sich dafür entscheidet, sie zu erwidern.

Seine Hände gleiten an meinem Körper hinab. Er

ergreift meinen Hintern. Er zieht mich zu sich hin und hält mich dort fest. Seine Erektion an meinem Bauch erfüllt mich mit einer gierigen Art von Verlangen. Ich habe ihn schon so lange nicht mehr in mir gespürt. Mein Körper ist ausgehungert nach dem Gefühl, das sein Schwanz in mir erweckt.

Ich springe hoch und schlinge meine Beine um ihn herum. Er taumelt einen Schritt nach hinten, prescht dann nach vorn und stößt mich gegen die Wand.

Und immer noch küssen wir uns und verschlingen uns und prallen aufeinander.

Er stößt seine Hüften in mich hinein. Ich gebe ein kleines, schockiertes Stöhnen von mir. Als mein Körper dort gegen die Wand gepresst wird, kann ich nur daran denken, wie gut es sich anfühlt, auf diese Weise genommen zu werden. Wie gut es ist, wenn es genau das ist, was ich will.

Wie gut es ist, wenn es genau das ist, was ich brauche.

»Lilly«, stöhnt er. »Ich kann mir nicht helfen. Ich werde

nicht aufhören.«

»Ich werde dich nicht bitten, das zu tun«, sage ich und ziehe seinen Kopf zurück zu meinem.

Unsere Lippen treffen erneut aufeinander. Aber dieses Mal wird unser Kuss dadurch unterbrochen, dass er mir die Kleider vom Leib reißt... und ich das Gleiche bei ihm tue.

Schon bald bleibt von unserer Bekleidung nur ein Haufen ausrangierter Lumpen übrig. Ich schnappe noch einmal nach Luft und stöhne dann befriedigt, als Jeremy in mich eindringt. Die kalte Steinwand hinter mir stiehlt meine Wärme. Aber die Hitze von Jeremys nacktem Körper lässt es so erscheinen, als würde ich in ein Inferno gedrückt werden. Er vereinnahmt mich. Er gibt mir das Gefühl, am Leben zu sein.

Er stößt in mich hinein, wieder und wieder und wieder. Ich wölbe mich in seine Richtung, und mein Kopf fällt so weit es nur geht nach hinten. Er labt sich an meinen Hals und meinen Brüsten.

Und dann lässt er mich hinuntergleiten und schaut mir direkt in die Augen. Er sagt nichts. Das braucht er auch nicht. Alles, was es zwischen uns gibt, wird mit diesem allwissenden Blick kommuniziert. Worte sind bedeutungslos. Die Verbindung, die ich spüre, als ich ihm in die Augen schaue, sein Schwanz meinen Körper füllt und ich gegen die Hitze und Intensität ankämpfe, die in alles verzehrenden Wellen von ihm ausgehen... nichts von alldem muss mit Worten kommuniziert werden. Den Punkt haben wir überschritten. Wir haben eine höhere Ebene der Harmonie erreicht.

»Komm für mich, Lilly-Blume!«, flüstert er.

Unter seinen Worten öffnen sich die Fluttore. Mein Körper wird von dem unglaublichsten Orgasmus erschüttert. Er kommt sowohl von ihm als auch von irgendwo tief in mir drinnen, von einem Ort, der zuvor unzugänglich für mich war, einfach, weil ich nicht wusste, dass er existiert.

Jeremy hat mir gezeigt, dass es diesen Ort gibt. Und so viel mehr. Er hat meine Augen einem riesigen Meer der

Lust geöffnet, das so gut ist, dass es schon schmerzt.

Ich schnappe nach Luft und verliere mich in seiner Umarmung. Der Höhepunkt überkommt mich für einen unbegrenzten Zeitraum: unaufhörlich, gleichmäßig und, niemals endend. Als er vorbei ist — als ich nur noch gerade bei Bewusstsein bin und mich an Jeremys harte Schultern klammere, als wäre er meine einzige Verbindung zur Welt — küsst er mich sanft und sagt: »Ich liebe dich auch.«

Kapitel Zehn

Als ich am nächsten Morgen aufwache, bin ich genauso desorientiert wie in der Nacht zuvor.

Nachdem wir gefickt haben — nachdem ich so gereizt und ärgerlich war und Jeremy dann als Ventil für meine Emotionen benutzt habe — floss all die Energie aus mir heraus. Ich war plötzlich so erschöpft, dass mein Verstand kaum noch funktionierte. Ich erinnere mich nur vage daran, dass Jeremy mich die Treppe hinaufgetragen hat, durch den Flur und zurück in dieses Zimmer. Ich erinnere mich daran, dass mein Kopf im Kissen versank. Danach erinnere ich mich an gar nichts mehr.

Ich schaue mich um und sehe einen schlummernden männlichen Körper neben mir. Ich lächle. Das ist etwas, das schon seit sehr, sehr langer Zeit nicht mehr dagewesen ist.

Ich berühre Jeremys Schulter. Er öffnet seine Augen und schaut mich liebevoll an.

In dem Augenblick schmilzt mir das Herz.

»Guten Morgen, meine Schöne«, murmelt er noch im Halbschlaf.

»Morgen«, sage ich. Ich schaue mich um. »Wo sind wir?«

Jeremy gibt ein Geräusch von sich, das halb Stöhnen und halb Gähnen ist, als er sich aufrichtet. »Colorado«, sagt er.

Meine Augenbrauen schnellen in die Höhe. »Wie sind wir hierher gelangt?«

Er lächelt selbstgefällig. »In einem Flugzeug«, er streckt seine Arme hoch über seinen Kopf, »und dann in einem Hubschrauber.«

»Klugscheißer«, spotte ich. Ich gebe ihm einen Klaps auf den Arm. »Das habe ich nicht gemeint, und das weißt du.«

»Ich kann deine Gedanken nicht lesen, Lilly.« Die Worte klingen nicht boshaft.

»Aber du tust ganz sicherlich gern so, als könntest du es.«

Er lächelt. »Das ist wohl wahr.« Er schwingt seine Beine aus dem Bett, geht hinüber zum Sessel und hebt den Morgenmantel auf, der über der Lehne hängt. Meine Augen verschlingen den köstlichen Umriss seines Körpers. Ich bin enttäuscht, als er ihn verhüllt.

»Möchtest du frühstücken?«, fragt er. »Ich kann kochen. Wir sind hier ganz allein.«

»Jeremy Stonehart? Bereitet Frühstück zu? Ich hätte nie gedacht, dass ich den Tag erleben würde. Ich wusste nicht einmal, dass du dazu in der Lage bist!«

»Wir haben alle unsere kleinen Geheimnisse«, sagt er und zwinkert mir zu.

Einige sind größer als andere, denke ich.

Stattdessen sage ich: »Nein, Jeremy, ich möchte kein Frühstück. Ich möchte *Antworten*. Was ist mit mir geschehen? Wie sind wir hierher gelangt? *Warum* sind wir hier? Müssen du und ich nicht nach Kalifornien

zurückkehren, zu Stonehart Industries? Hast du vor der Börseneinführung keine Arbeit zu erledigen?«

Er seufzt. »Das sind Fragen, die dich nicht belasten sollten.«

»Aber das tun sie, Jeremy«, beharre ich. »Ich werde nicht einfach meinen Kopf in den Sand stecken, da es bequem für dich ist, mich im Dunkeln zu lassen.«

In dem Moment, in dem ich das sage, überkommt mich eine gewisse Übelkeit. Eine schlechte Wortwahl. Ich schüttele meinen Kopf und fahre fort.

»Was ist in Boston geschehen, Jeremy? Wie viel Zeit ist seitdem vergangen? Ich erinnere mich daran, dass ich in einem Krankenhaus aufgewacht bin. Ich erinnere mich an einen Arzt — er war...«, ich kneife meine Augen zusammen, als mich eine neue Einsicht überkommt, »...er war du. Aber er war es auch irgendwie nicht. Er schaute mich nicht auf die gleiche Weise an. Und dann hat er mich betäubt. Warum? Und als ich eingeschlafen bin, sah ich zwei von dir. Es waren du... du und dein Zwillingbruder!« Ich schieße nach oben und erinnere

mich nun ganz deutlich daran. »Warum hast du mir nicht erzählt, dass du einen Zwillingbruder hast?«

Jeremy schaut mich für einen langen Augenblick an. Bewegungslos. Ausdruckslos. Ich weiß, was er tut. Es wird gesagt, dass eine Pause während einer Unterhaltung die meisten Menschen aus der Fassung bringt. Er wartet. Genau das versucht er mit mir. Er will sehen, ob ich unruhig werde und wieder anfangen zu sprechen, bevor ich eine Antwort bekomme.

Das werde ich nicht. Ich kenne seine Spielchen. Ich weiß, wie er vor sich geht. Diese Art von Taktik funktioniert vielleicht gut in der Geschäftswelt, aber wenn wir uns so wie jetzt Auge in Auge gegenüberstehen und ich den Vorteil habe, ihn auf einer ganz intimen Ebene zu kennen, werde ich mich nicht rühren.

Ich warte und lasse die eisige Stille den Raum erfüllen.

Schließlich spricht er.

»Ich habe dir das nicht erzählt, Lilly, da es bisher

weder einen passenden Zeitpunkt noch eine dringende Notwendigkeit gab. Es gibt viele Dinge in meinem Leben, von denen du nichts weißt. Ich habe dir nur die wichtigsten mitgeteilt.« Er hält inne. »Glaub mir! Du möchtest mit den Einzelheiten meiner Vergangenheit nicht belastet werden.«

»Nein, Jeremy. Genau das ist es. Darum geht es ja!« Ich krieche über das Bett in seine Richtung. »Siehst du nicht? Genau da irrst du dich! Du musst dich von mir nicht verstecken. Ich weiß, wer du bist. Ich habe dich in all deinen Stimmungen und all deinen Launen gesehen. Ich möchte, dass du diese Dinge mit mir *teilst*. Ich möchte, dass du den Eindruck hast, du kannst mir vertrauen. Du sprichst so viel davon... von deinem Wunsch nach Vertrauen. Nun, halte dich an deine Worte! Zeig mir, was ich dir bedeute! Beweise deine Gefühle, indem du dein Herz öffnest!«

Ich steige aus dem Bett und gehe zu ihm. Er beäugt mich sehr vorsichtig. Ich habe ihn misstrauisch gemacht.

»Ich bin für dich da, Jeremy«, sage ich leise zu ihm.

»Du bist nicht mehr allein auf der Welt. Das musst du auch nicht. Ich habe dir bewiesen, dass ich dir gehöre. Niemand wird auch jemals nur einen Bruchteil des Einflusses haben, den du auf mich ausübst. Niemand kann jemals behaupten, er würde mein Herz besitzen. Niemand...«, ich schaue zu ihm hoch, »...außer dir.«

Sein Blick streift über mein Gesicht. Er sucht... sucht nach etwas. Ein Hauch von Unehrllichkeit. Eine Spur von Falschheit.

Er wird es nicht finden. Ich habe jedes Wort ehrlich gemeint. Meine Worte sind rein und unverfälscht, unberührt von meinem Verlangen nach Vergeltung.

Ich weiß nicht, wie ich einen Weg finden soll, diese zwei gegensätzlichen Gefühle zu vereinen. Aber ich habe unbegrenzt Zeit. Es gibt keine Eile.

»Ich glaube dir«, sagt er leise. »Verdammt, Lilly, ich glaube, du sagst die Wahrheit.«

»Ich würde dich nicht anlügen, Jeremy. Nicht hierbei.«

Er atmet tief ein und versucht sichtlich, die Fassung

wiederzuerlangen. »Wo soll ich überhaupt anfangen«?«, fragt er.

Mein Herz rast mit einem ungezügelten Glücksgefühl in meiner Brust. Ich habe es geschafft! Ich habe Jeremy dazu gebracht, mir zu vertrauen.

»Sag mir die Wahrheit darüber, warum du mich gefangen hast.«

»»Gefangen«.« Er lächelt. »Du bist ein wertvolles kleines Ding, oder nicht? Gefangen ist ein zu weiches Wort für das, was ich getan habe. Aber du kennst bereits die Wahrheit darüber, Lilly. Fey hat es dir erzählt. Ich habe es gehört.«

»Und das ist alles?«, frage ich. »Das ist wirklich der Grund, warum du mich beobachtet hast? Die Tatsache, dass mein Vater — den ich nicht einmal kannte — für den Tod deiner Mutter verantwortlich ist?«

»Ja«, sagt er. »Das lässt mich verabscheuenswürdig aussehen, oder nicht? Aber du weißt nicht, wie viel sie mir bedeutet hat. Du warst nicht dort, um ihren Verfall

mitzuerleben. Du weißt nicht, wie es gewesen ist, den einzigen Menschen, der dich jemals geliebt hat, dabei zu beobachten, wie er sich selbst zerstört und in einem langsamen, quälenden Tod endet.«

»Und du gibst Paul die Schuld für das Feuer? Er war nicht einmal dort!«

»Nein, aber ob es nun gebrannt hat oder nicht, sie erlag schließlich seinem Charme. Sie war früher einmal stark, Lilly. Und sie war wunderschön. Ich erinnere mich an sie — wie sie hätte sein sollen. Eine Königin.

Und doch hat das Leben sie gebrochen. Sie hat ihren Kinder zuliebe so getan, als wäre sie stark. Am meisten für ihren Jüngsten, für mich.«

»Und deinen Zwillingsbruder?«, frage ich.

»Nein«, Jeremy schüttelt seinen Kopf, »wir wuchsen getrennt voneinander auf. Mein Vater... hatte strenge Vorstellungen von Elternschaft. Er hat eine andere Moral und Werte als der Rest der Welt. Ganz anders. Wenn du mich für ein Monster hältst...«, Jeremy verzieht das

Gesicht, »...nun, im Vergleich zu ihm bin ich nichts.«

»Und doch ist er ein Mitglied deines Vorstandes«, sage ich. »Warum?«

»Sei deinen Freunden nahe und deinen Feinden noch näher«, zitiert Jeremy. »Und deiner Familie am nächsten. Ich habe das Imperium meines Vaters zerstört, noch bevor er wusste, dass ich es war. Bevor er wusste, wie hoch sein Jüngster aufgestiegen war, nachdem er von seiner tyrannischen Herrschaft befreit worden war.

Ich habe Einfluss auf ihn gewonnen. Macht. Aber er hatte schon immer einen scharfen Verstand. Er war grausam und doch klug. Prinzipientreu und doch kalkulierend. Ich konnte auf so eine Ressource nicht verzichten.

Also habe ich ihn zu meinem Vorteil genutzt. Ich habe ihn abhängig von mir gemacht. Ich habe ihm gezeigt, wie ich die Kontrolle über jeden Aspekt seines Lebens gewonnen habe, bevor ich ihn zerquetscht habe. Und das war die Basis dafür, dass er mein zuverlässigster Ratgeber wurde. Selbst er konnte die Stärke seines

eigenen Blutes schätzen. Es hat sein Ego gestärkt.«

»Was ist mit deinen älteren Brüdern?«, frage ich.

»Charles hat gesagt, du hattest zwei.«

»Charles hat dir das erzählt?«, grübelt Jeremy. »Nun, er ist wahrscheinlich die beste Informationsquelle, wenn es um meine Vergangenheit geht. Was hat er sonst noch gesagt?«

Ich beiße mir auf die Lippen und bin plötzlich vorsichtig. Ich möchte Charles nicht verraten.

»Lilly«, sagt Jeremy leise, »mach dir keine Sorgen! Charles hat vollkommene Immunität bei allem, was er tut oder sagt. Wir kennen uns schon lange genug, sodass ich seine Meinung sehr schätze. Manchmal — obwohl nicht mehr so häufig — suche ich ihn auf, um ihn um Rat zu bitten. Er weiß, wie die Dinge funktionieren. Er weiß, worüber er dir mit gutem Gewissen eine Auskunft geben kann und worüber nicht.«

»Dinge, worüber er mir keine Auskunft geben kann?«, frage ich. »Welche sind das?«

Jeremy macht eine abwertende Handbewegung.

»Kleinigkeiten. Trivialitäten im Vergleich zu dem, was du bereits weißt. Mach dir keine Sorgen darüber, sein Vertrauen zu missbrauchen.«

»Okay«, sage ich. »Aber zuerst, wie viel wusste er über mich? Hat er nur tatenlos daneben gestanden, während du mich im Sonnenraum hast verhungern lassen?«

Es ist nicht meine Absicht, dass die Worte verletzend klingen. Doch offensichtlich tun sie das. Jeremy zieht sich zurück — nur den Bruchteil eines Zentimeters. Aber es genügt mir, es zu bemerken.

»Es tut mir leid«, sage ich. »Ich hätte nicht —«

»Nein.« Jeremy unterbricht mich und schüttelt seinen Kopf. »Du hättest, und du hast es getan. Du hast jedes Recht dazu. Du willst Ehrlichkeit, Lilly, nun, hier ist sie. Es tut mir jetzt weh, an die Dinge zu denken, denen ich dich ausgesetzt habe. Mein ganzes Leben dreht sich darum, ohne Bedauern zu leben. Ich stehe zu meinen Taten. Ich überlasse die Dinge nicht dem Zufall. Aber alles, was ich dir angetan habe? Diese Dinge bedaure ich.

Und trotzdem...«», er tritt näher an mich heran und berührt meine Wange, »...und trotzdem, egal, wie verdreht es erscheinen mag, all das war es mir Wert, um uns an diesen Punkt zu bringen. Daher bedaure ich, was ich getan habe —«, er zeigt mir ein schiefes Lächeln, »— aber nicht allzu sehr.«

»Ich verstehe«, sage ich, lege meine Hand auf seine und lehne mich an ihn heran. »Aber das bedeutet nicht, ich würde dir vergeben.«

»Nein!« Jeremy schnappt fast nach Luft. »Du solltest mir niemals vergeben, Lilly! Nicht für das, was ich getan habe. Das kann nicht vergeben werden. Ich bin weder so blind noch so arrogant, nicht in der Lage zu sein, das zu sehen. Was wir zwischen uns haben, ist von der Vergangenheit getrübt, ja, aber es ist die Zukunft, die wichtig ist. Es ist die Zukunft, mit der ich mich beschäftige, denn sie ist das Einzige, das wir kontrollieren können.«

»Ich liebe es, wenn du so sprichst«, erkläre ich ihm. »So bestimmt. So voller Leidenschaft. So deutlich und von

jedem Wort überzeugt. Du bist ein Schauspiel, das es zu betrachten gilt, Jeremy, und trotzdem...«», ich drehe mich weg, »es gibt immer noch so viel, das ich nicht weiß.«

»Dann frag!«, fordert er mich auf und folgt mir zurück zum Bett. »Denn du hast mich überzeugt. Frag, und ich werde dir die Wahrheit sagen.«

»Dann beginne mit den jüngsten Ereignissen. Hast du einen Zwilling Bruder?«

Kein Zögern. »Ja.«

»Ist er Arzt?«

Und wieder keine Pause. »Ja.«

»Ein *richtiger* Arzt?«, betone ich.

Jeremy lächelt mich an. »Ja, das ist er.«

»Wie lange kennt ihr euch schon?«

»Fast fünfzehn Jahre.«

»Und was hält er von...«, ich zeige im Raum herum, »...*hiervon*. Von allem, was du erreicht hast? Von allem, was du für dich selbst erschaffen hast?«

»Das weiß ich nicht«, sagt Jeremy. »Er und ich verstehen uns nicht sehr gut.«

»Warum nicht?«

»Eifersucht? Vielleicht Neid? Er wuchs arm auf und sah eine Ausbildung als seinen einzigen Ausweg an.«
Jeremy lächelt. »Vielleicht ein bisschen wie du selbst. Als ich von ihm erfuhr, habe ich ihn aufgesucht. Vor fünfzehn Jahren hatte er gerade sein Medizinstudium beendet, während ich bereits Stonehart Industries geleitet habe. Er hatte bereits viel geschafft, ja, aber er musste vieles entbehren, um dorthin zu gelangen.« Jeremy seufzt. »Er ging davon aus, dass mir alles auf einem silbernen Tablett gereicht worden war, da ich von unserem richtigen Vater aufgezogen wurde. Obwohl ich ihm die Wahrheit erzählt habe, haben wir diesen ersten Eindruck voneinander niemals vergessen. Nicht wirklich.«

»Ist er derjenige, der Pauls Diagnose gestellt hat?«, frage ich. »Ist das der Grund, warum er dich Dr. Telfair nennt?«

Jeremy lächelt. »Sehr scharfsinnig. Und gut geraten.

Aber nein. Paul nannte mich so, weil ich mich ihm so vorgestellt habe.«

»Du hast den Namen deines Bruders verwendet?«

»Zu dem Zeitpunkt zweckdienlich.« Jeremy zuckt mit den Schultern. »Es hat mir geholfen, auch ihn zu trainieren.«

Da ist wieder dieses Wort: *trainieren*. Es ist so, als würde Jeremy Paul oder seinen Vater nicht als wirkliche Menschen ansehen. Stattdessen hält er sie für Laborratten. Objekte, die all seinen Launen zur Verfügung stehen.

Ich bekomme eine Gänsehaut und weiche zurück.

»Ich habe dich verärgert«, bemerkt er.

»Es geht mir gut«, entgegne ich. Ich schwinde meine Arme um meinen Körper herum. »Warum hast du mich dann zu ihm gebracht?«

»Lilly, an dem Abend in Boston... ist etwas mit dir geschehen. Etwas, das ich ausgelöst habe. Du hattest einen Panikanfall, und du hast das Bewusstsein verloren. Zumindest war das mein Eindruck.

Mein Bruder leitet eine private medizinische Einrichtung in Massachusetts. Gekauft, im Besitz und betrieben von Stonehart Industries. Ich habe sie vor fünf Jahren für ihn erworben.«

»Das ist sehr großzügig von dir«, sage ich.

»Du weißt, dass ich den Menschen gegenüber großzügig sein kann, die wichtig sind«, sagt er. »Obwohl er und ich uns nicht gut verstehen, hasse ich ihn nicht. Eher das Gegenteil. Ich habe großen Respekt für ihn und was er erreicht hat. Also habe ich ihm geholfen, eine Position zu erreichen, die er begehrt hat. Es war kein Problem für mich.

Ich habe dich genau aus dem Grund dorthin gebracht, weil er der Leiter ist. Genau wie ich hat er einen scharfen Verstand. Nur haben er und ich bereits früh in unserem Leben unterschiedliche Dinge verfolgt.«

»Ist er genauso eingebildet?«, frage ich.

Jeremy fixiert mich mit einem durchdringlichen Blick.
»Du weißt, dass meine Einschätzung von mir selbst

objektiv wahr ist.«

Ich lächle ihn einfältig an. »Vielleicht.«

»Na schön«, gibt Jeremy nach. »Ich habe dich dorthin gebracht, da er der Einzige ist, dem ich dein Leben anvertrauen kann. Ich habe meinen Stolz heruntergeschluckt und ihn um Hilfe gebeten. Ich wusste, dass er mein Vertrauen nicht missbrauchen würde. Ich wusste, dass ich dich unbesorgt in seiner Obhut zurücklassen konnte.«

»Er hat mich ruhiggestellt«, betone ich. »Warum? Und er hat es nicht einmal gut gemacht oder zumindest nicht vollständig. Ich bin zwischendurch aufgewacht. Ich habe gehört, wie ihr beide euch gestritten habt. Worum ging es?«

»Das«, seufzt Jeremy, »ist ein schwieriges Thema.«

Kapitel Elf

Jeremy verstummt. Ich warte darauf, dass er spricht. Jede Sekunde, die verstreicht, erfüllt die Luft mit einer erstickenden Angst.

Ich sehe, wie die bekannte Verwandlung über ihn kommt. Sie spült wie eine langsame Flut von schwarzem Meerwasser durch ihn hindurch. Etwas kann nicht stimmen. Etwas muss schrecklich falsch sein, ansonsten würde er nicht so reagieren.

»Jeremy?«, frage ich, als die Stille zu viel wird. »Was ist los? Sag mir, was ist geschehen?«

Er dreht seinen Kopf, um mich anzuschauen. Ich sehe Schmerz in seinen Augen. »Es geht um dich, Lilly-Blume«, sagt er leise.

»Um mich?« Ein Schrecken durchfährt mich. Ich fühle mich, als wäre ich an eine Guillotine gefesselt und würde darauf warten, dass die Klinge fällt. »Was meinst du damit, um mich?«

Er nimmt meine beiden Hände. »Du hast sehr lange geschlafen.«

»Wie lange?«, flüstere ich.

»Einige Wochen«, antwortet er.

Plötzlich fühle ich mich, als hätte ich einen Schlag in den Magen erhalten. Das Blut rauscht mir in den Ohren. In meinem Hinterkopf habe ich vermutet, dass irgendetwas nicht stimmt. Aber es bestätigt zu bekommen erweckt all meine schlimmsten Ängste: Ich wurde betäubt, weggesperrt und aus meinem eigenen Leben entführt. Schon wieder.

Der Raum dreht sich. Alles verschwimmt. Das Einzige, das mich in der Gegenwart hält, ist Jeremys kräftige Stimme und die Macht seiner Worte.

»Bleibt bei mir, Lilly! Verliere nicht das Bewusstsein!«

Ich benötige meine ganze Kraft, aber ich schaffe es. Ich bekämpfe das Schwindelgefühl und kehre in den Raum zurück. In die Realität.

»Was ist passiert?«, frage ich. Ich kann nicht verhindern, dass meine Stimme schwach klingt. »Und warum?«

»Erinnerst du dich, dass du von der Klippe gestürzt und fast ertrunken bist?«

Ich nicke stumm. »Ja. Aber es ist schon eine Weile her, dass ich das letzte Mal daran gedacht habe.«

»Du hast dich von allein erholt, weißt du noch? Aber offensichtlich nicht vollständig. Du hast in diesen Minuten, als du nicht atmen konntest, einen nicht diagnostizierten Gehirnschaden davongetragen. Es war fast wie ein Gehirnschlag.«

Ich befreie meine Hand aus Jeremys Griff und lege sie an meine Stirn. »Aber es geht mir gut!«, murmele ich.

»Das ist nicht das Schlimmste«, fährt Jeremy fort.

Ich schaue ihn an und fühle mich schwach und zittrig. »Da ist noch mehr?«

»Mein Bruder hat die Verletzung gefunden und mich gefragt, was geschehen ist. Ich habe ihm alles erzählt, was

ich wusste. Fast alles. Aber er hat gesagt, dass deine Symptome und die Ergebnisse der Tests, die er durchgeführt hat, mit meinen Erklärungen nicht übereinstimmen. Zumindest nicht vollständig. Er hat gesagt, dass der Schaden an deinem Gehirn unter Wasser nur verschlimmert worden sein kann. Aber das könnte nicht die Ursache gewesen sein.«

»Nicht?« Meine Stimme ist schwach und dünn. Ich kann sehen, worauf Jeremy hinaus will. Es macht mir große Angst.

»Nein«, sagt er. Mit seinem Daumen berührt er meinen Nacken. »Es war das Halsband.«

Ich weiche von seiner Berührung zurück. »Was?«, fauche ich ihn an.

»Zu meiner Verteidigung muss ich sagen«, stellt er fest, »ich habe diesen Nebeneffekt nicht vorhergesehen. Dein Vater hat diesen Schocks ohne bleibenden Schaden widerstanden. Und er trägt das Halsband schon sehr viel länger, als du es getan hast. Ich ging davon aus, dass es ungefährlich sei.«

Ich starre ihn angewidert an. Ein Ekelgefühl erfüllt mich bei seinen Worten. Ich würde am liebsten weglaufen.

Aber ich bin hier mit ihm gefangen.

»Wie kannst du so sachlich darüber sprechen?«, frage ich ihn. »Wie kannst du solche Dinge sagen und so wenige Emotionen zeigen?«

»So bin ich«, sagt Jeremy einfach. Er macht keine Bewegung, um die Lücke zwischen uns zu schließen.

Er hat mich von seinen Gefühlen ausgeschlossen wie ein lebloses Objekt in einem Experiment, das schiefgegangen ist.

»Der Streit«, fährt er fort, als ich nicht antworte, »ging genau darum. Mein Bruder wollte wissen, was dir sonst noch zugestoßen ist. Natürlich habe ich ihm gesagt, dass mir nichts anderes bekannt ist. Er hat mir nicht geglaubt. Er vermutete Missbrauch und hat damit gedroht, dich wegzubringen. Mich zu deiner eigenen Sicherheit von dir fernzuhalten. Er wollte zuerst mit dir sprechen.«

Mein Kopf dreht sich bei seinen Worten. All das ist

passiert, während ich überhaupt kein Mitspracherecht hatte? All das ist geschehen — so viele Dinge, die mein Leben hätten verändern können — während ich ohnmächtig war?

»Ich weiß nicht, warum du in dem Moment aufgewacht bist, Lilly. Aber du bist es. Irgendwie bist du es. Als die Maschinen, an die du angeschlossen warst, gezeigt haben, dass du bei Bewusstsein warst, gab mein Bruder nach.«

»Er gab nach?«

»Du hast dich davor mehr oder weniger in einem Koma befunden.«

»Das habe ich nicht!« Ich schnelle hoch und zeige mit dem Finger auf ihn. »Das habe ich nicht, Jeremy, und du weißt es! Ich bin in dem Zimmer aufgewacht. Eine Schwester hat meine Werte überprüft. Dann trat der Arzt ein — dein Bruder kam herein. Er hat meinem Tropf etwas hinzugefügt, das mich außer Gefecht gesetzt hat. Es war kein Koma. Ich wurde betäubt!«

Eine angsteinflößende Realisierung überkommt mich.

»Nein, das hat er nicht getan«, keuche ich. »Du hast mir die Drogen verabreicht! Er wollte mit mir sprechen, und *du* konntest das nicht gestatten! *Du* hast mich ruhiggestellt! Du hast mich ruhiggestellt, bis du die Dinge mit ihm klären konntest, oder nicht?«

Ich beginne zu hyperventilieren. »Es ist beim ersten Mal geschehen. Das erste Mal, als wir uns in dem Restaurant getroffen haben. Und nun... nun hat sich nichts verändert, oder?« Ich zittere. »Du bist immer noch der gleiche Mann, der du immer gewesen bist. Du behandelst mich immer noch auf die gleiche Weise. Du...«

»Nein«, unterbricht Jeremy mich. »Ich bin nicht mehr der gleiche Mann, der ich zuvor gewesen bin.«

»Lügen, Jeremy«, sage ich, schüttele meinen Kopf und halte mir die Ohren zu. »Lügen! All dies! Alles, was du sagst, ist eine glorreiche Lüge nach der anderen!«

»Nein.«

»DOCH!«, schreie ich.

Ich schaue mich wild im Raum um. Ich kann nirgendwo

hinlaufen. Es gibt kein Entkommen. Ich bin gefangen. Eingesperrt an diesem abgelegenen Ort mit niemand und nichts anderem als Jeremy Stonehart.

»Welchen Tag haben wir?«, will ich wissen. Ich bin fast außer mir und einer Panikattacke sehr nahe. Jeremy Stonehart hat mich absichtlich in einem vegetativen Zustand gehalten. »Welchen Tag haben wir, Jeremy? Und wage es ja nicht, mich noch einmal anzulügen!«

»Wir haben den sechszwanzigsten März«, sagt er. Er ist ruhig und distanziert. »Mittwoch.«

»März«, murmele ich. Ich kann es kaum glauben. »Es ist Ende März?« Ich bin mir nicht ganz sicher, wo meine Hysterie herkommt oder wie ich sie beenden soll. »Wir haben Mittwoch?«

»Ja«, sagt Jeremy gleichmütig. Er tritt einen Schritt nach vorn. »Lilly...«

»Tu das nicht!«, warne ich. Ich wirbele herum. »Komm *nicht* näher! Bleib weg, Jeremy!«

Er hält seine Hände hoch und zieht sich zurück. »Wie

du möchtest.«

Ich beginne, im Raum auf und ab zu gehen. Ich gehe hin und her. Ich kann Jeremys Blick auf mir spüren. Er beobachtet mich aufmerksam und ernsthaft. Aber er lässt mir meinen Freiraum.

»Okay«, sage ich schließlich. Ich blase meine Wangen auf, schaue ihn an und lasse eine Hand durch mein Haar gleiten. »Okay, es ist März. Damit...«, ich unterdrücke einen Schauer, »...damit kann ich umgehen.«

»Du weißt nicht, wie schwer es war, dich bei mir zu behalten.«

»Oh nein!«, warne ich. »Ich werde es nicht zulassen, dass du diese Karte ausspielst. Von mir wirst du kein Mitleid bekommen.«

»Ich suche kein Mitleid, sondern Verständnis«, sagt er. »Du bist nicht die Einzige, die hier versagt hat.«

»Versagt wobei?«, schreie ich. »Du verwirrst mich vollkommen!«

»Ist das nicht genau das, was ich dir *gerade* erzählt

habe? Es war schwierig, dich bei mir zu behalten. Du schleuderst mir die Worte nur wieder zurück ins Gesicht.«

Ungläubig schüttle ich meinen Kopf. Es gibt sehr viele neue Informationen, die ich verarbeiten muss. Eigentlich zu viele.

»Sprich mit mir!«, bitte ich. »Erzähl es mir! Wie kommt es, dass wir uns mitten in der Woche hier befinden? Wie kommt es, dass *du* hier bist? Musst du nicht arbeiten?«

»Ich kann von der Ferne aus arbeiten.«

»Seit wann?« Ich lächele ihn an. »Jeden zweiten Tag musstest du in deinem Büro in San Jose sein. Um ein Auge auf die Dinge zu werfen.«

»Ja«, sagt er.

Er beginnt wieder, sich mir zu nähern. Mein Blick hält ihn auf.

»Aber ich nehme mir Zeit für die Dinge, die wichtig für mich sind. *Du* bist wichtig für mich.«

»Das haben wir bereits festgestellt«, sage ich beiläufig. »Ich will wissen, was ich verpasst habe. Meine Diagnose — was ist es? Der Gehirnschaden? Ist er permanent? Wird er wieder auftreten? Ich will deinen Bruder sehen!«, fordere ich.

Oh mein Gott!

Ich lege meine Hand an meinen Kopf. »Oh Gott, dies ist alles real, oder nicht?«

»Ja«, sagt Jeremy. »Aber du bist bei mir. Ich habe Zugang zu den besten Ärzten der Welt.«

»Du verstehst es einfach nicht, oder?«, frage ich. »Ich will keinen von deinen Ärzten, Jeremy. Ich will nur...«, ich schüttele meinen Kopf, »...ich will einfach nur verstehen. Lass mich mit deinem Bruder sprechen! Mit *meinem* Arzt. Lass mich ihn kontaktieren! Lass mich ihn sehen!«

»Nein.« Jeremys Stimme ist fest. »Ich habe gesagt, ich werde mich um dich kümmern.« Er stellt sich neben mich. »Und nur *ich* werde das tun.«

Und damit umarmt er mich.

Ich wehre mich nicht. Ich bin zu erschöpft, um zu kämpfen. Nichts ist jemals klar oder sicher, wenn Jeremy involviert ist. Die Dinge zwischen uns sind immer wie eine Fahrt mit der Achterbahn.

Ich verschmelze jedoch nicht mit ihm. Ich stehe irgendwie einfach nur da, wie eine Statue, wie ein...

Wie ein leeres Gefäß, mit dem Stonehart tun kann, was er will.

Ich versteife. Dieser Gedanke ist ein Überbleibsel aus einer Zeit, die schon lange vorbei ist. Eine Erinnerung an meine Zeit in der Dunkelheit.

Die Dinge haben sich seitdem verändert. Aber haben sie das? Haben sie das wirklich?

Vielleicht behandelt Jeremy mich anders. Aber bedeuten diese Unterschiede tatsächlich eine Veränderung? Kann er mich jetzt befreien? Oder betrachtet er mich immer noch mit den gleichen Augen als ein Werkzeug der Rache, wobei der einzige Unterschied darin

liegt, wie er die Dinge angeht?

Diese Möglichkeit ängstigt mich nicht einmal halb so sehr wie sie sollte.

Also versuche ich, meine Gedankengänge zu ändern. Ich atme tief ein und labe mich an dem Gefühl von Jeremys Armen um mich herum.

»Ich will nur...«, ich schüttle meinen Kopf, »...ich will einfach nur wieder ganz sein.«

»Du bist ganz«, flüstert Jeremy. »Du bist ganz und ungebrochen. Du bist hier mit mir. Wir sind zusammen.«

Er drückt mich zurück und blickt mir tief in die Augen. »Du hörst mir. Du bist der allerwichtigste Teil in meinem Leben, Lilly Ryder. Ich habe Stonehart Industries gehen lassen. Die Börseneinführung ist vorüber.«

Ich schnappe nach Luft. »Die Börseneinführung! Wie ist sie abgelaufen?«

»Sie war«, er lächelt, »ein unglaublicher Erfolg. Mein Vermögen...«, er berührt meine Wange, »... hat sich fast verdoppelt. Aber alles, was mir wichtig ist — alles, um

das ich mir Sorgen mache — bist du.«

Die Ernsthaftigkeit in seiner Stimme versetzt mir eine Gänsehaut.

»Du meinst das wirklich«, flüstere ich, wobei ich immer noch schwanke und mir nicht sicher bin, wie ich reagieren soll.

»Das tue ich«, sagt er. »Und ich weiß jetzt, was ich tun muss.«

»Ach ja? Und das wäre?«

»Ich muss jeden wachen Augenblick, den ich habe, damit verbringen, es dir zu beweisen. Das muss ich tun, bis in deinem Geist nicht die kleinste Spur eines Zweifels übrig ist.«

»Oh, Jeremy«, flüstere ich.

Traurigkeit erfüllt mich. Traurigkeit für den Jungen, den ich hinter diesen Worten höre. »Kannst du nicht sehen, dass die Dinge niemals so sein werden? Kannst du nicht sehen, dass ich niemals vergeben kann? Dass ich niemals vergessen kann?«

»Das weiß ich.« Er streicht mir eine Haarsträhne hinter das Ohr. »Aber das bedeutet nicht, dass ich aufhören werde zu kämpfen. Nicht für deine Liebe oder für dein Verständnis. Ich werde niemals aufhören zu kämpfen. Ich werde niemals aufgeben.« Er lächelt ein wenig. »Du weißt, wie ich sein kann, wenn ich entschlossen bin, etwas zu bekommen.«

»Sehr zielstrebig«, murmele ich.

Ich befreie mich sanft aus seinen Armen. Die Panik und die Paranoia sind vorbei. Ich fühle mich sicher. Und ich fühle mich geborgener und selbstsicherer.

Ich werde nichts erreichen, wenn ich mich der Hoffnungslosigkeit hingebe. Eigentlich fühle ich mich merkwürdig taub, nun, da der Schock vorüber ist.

Ich war wochenlang ohnmächtig. Ich habe die Börseneinführung verpasst. Ich habe die Markteinführung des Handys verpasst. Ich habe keine Ahnung, was aus meiner angeblichen Position bei Stonehart Industries geworden ist.

Und doch bin ich hier, nur wenige Zentimeter entfernt von dem Mann, von dem ich mir vorgenommen habe, ich würde ihm nahe kommen. Ich habe so viel verpasst. Und trotzdem hat meine Position sich kaum verändert.

Ich glaube Jeremy, wenn er sagt, ich werde die besten Ärzte bekommen, damit sie sich um mich kümmern. Es gibt einen bewährten Präzedenzfall — seine Mutter.

Um sie konnte er sich nicht kümmern. Auf irgendeine merkwürdige Weise beginne ich fast zu glauben, dass er versuchen wird, das mit mir wieder gut zu machen.

Jesus!

Es ist erstaunlich, darüber nachzudenken, wie sehr seine Mutter sein Leben beeinflusst hat. Sie war und ist immer noch im Zentrum von allem, was er jemals getan hat. Von allem, was er erreicht hat. Sie war der Grund, warum er mich ausgesucht hat. Jede Grausamkeit, der er mich ausgesetzt hat, jede boshafte Handlung wurde von seinem Bedürfnis ausgelöst, ihren Tod zu rächen. Von dem Bedürfnis, der Familie zu schaden, die seine zerbrochen hat.

Sie war die einzige Frau, die er jemals geliebt hat... bis ich kam. Sie war die einzige, die dieses Gefühl jemals erwidert hat...

Bis ich kam.

Das lässt sich nicht ändern. Das bin ich. Ich bin eine Frau, die in Jeremy Stonehart verliebt ist. Das ist vollkommen verrückt. Aber ich kann mir nicht helfen. Ich werde nicht versuchen, die Dinge zu ändern.

»Ich werde niemals aufhören, um dich zu kämpfen«, flüstert er.

»Dann tu das einfach nicht!« Ich sinke in ihn hinein, lasse die Mauer um mich herum sinken und finde mich damit ab, dass ich vollkommen und absolut ihm gehöre. »Hör nicht auf zu kämpfen! Er wird nicht einfach, Jeremy, der Pfad, den wir vor uns haben. Aber ich denke, am Ende...«, ich schaue zu ihm auf, »...wird er es Wert sein.«

Kapitel Zwölf

Beim Frühstück finde ich heraus, was genau geschehen ist, bevor ich hier wieder zu mir gekommen bin.

Offensichtlich ist der Schaden, den ich von dem Schock des Halsbandes erlitten habe, erheblich, aber nicht lähmend. Die schlimmste Wirkung ist emotionale Instabilität. Ach! Das habe ich schon zu oft aus erster Hand erlebt, um es noch zählen zu können. Und ich habe eine neue Neigung dafür, das Bewusstsein zu verlieren, wenn bestimmte Auslöser auftreten. Das bezweifle ich ebenso wenig.

In gewisser Weise bin ich erleichtert, dass es nichts Schlimmeres ist. Als Jeremy zum ersten Mal das Wort »Gehirnschaden« erwähnt hat, habe ich mir alle möglichen Arten von angsteinflößenden Möglichkeiten vorgestellt. Aber nun ergeben einige Dinge zumindest einen größeren Sinn. Zum Beispiel die Leichtigkeit, mit der ich mich meinen Emotionen hingebe. Ich wusste, das war nicht mein typisches Verhalten. Und nun kenne ich den Grund dafür.

Natürlich ergibt nicht alles einen Sinn.

»Jeremy?«, frage ich. »Erzähl mir von dem Fast-Koma, in das ich gefallen bin. Haben die Tests das bestätigt?«

Für einen Augenblick sieht er verärgert aus. »Es war... unerwartet«, gibt er zu.

Ich warte darauf, dass er noch mehr sagt. Er tut es nicht.

»Ich werde das Gefühl nicht los, dass du etwas von mir verheimlichst«, schelte ich ihn sanft.

»Nein.« Er lächelt. »Nichts Wichtiges. Ich habe dir erzählt, wie ich gerufen wurde. Sobald ich eingetroffen war, bist du zum Teil aufgewacht, um den Streit mit meinem Bruder zu hören. Ich wollte dich mit nach Hause nehmen.«

»Er hat dich nicht gelassen?«

»Er wollte mit dir sprechen. Wie ich gesagt habe. Ich habe ihm versprochen, dass er später seine Gelegenheit bekommen würde. Am Ende gab er nach. Daher konnte ich dich hierher bringen.«

Jeremy verstummt. Ich *weiß*, dass er mir Informationen vorenthält. Geheimhaltung ist Jeremy in Fleisch und Blut übergegangen.

Für den Augenblick lasse ich es zu. Zumindest verstehe ich jetzt, wie ich zusammen mit ihm in dieses verlassene Haus in den Bergen gekommen bin.

Also was soll's, wenn ich wochenlang ohnmächtig gewesen bin? Oder die Börseneinführung verpasst habe? Oder die Markteinführung des Handys? Ich habe sowieso keine Ahnung, was aus meiner angeblichen Position bei Stonehart Industries geworden ist. Und es ist mir auch egal.

Das Wichtigste ist, dass ich Stonehart näher gekommen bin. Ich bin ihm so nahe gekommen, dass ich ihn nur als Jeremy ansehe.

Eigentlich so nahe, dass ich mich verliebt habe.

Ich bin zufrieden. Zufrieden und überraschend befriedigt, dass ich es — trotz all der Schwierigkeiten — geschafft habe, das zu erreichen, was ich mir in diesen

schrecklichen, einsamen Tagen an der Säule vorgenommen habe.

Es wird gesagt, dass Liebe und Hass zwei Seiten der gleichen Medaille darstellen. Da bin ich mir nicht sicher. Ich weiß nur, wenn ich mich in Jeremys Nähe aufhalte, werden die stärksten Gefühle geweckt, die ich jemals in meinem Leben gehabt habe. Wenn Liebe die tiefste Leidenschaft rührt, dann befinde ich mich hilflos in ihrem Bann.

Aber diese gleiche Leidenschaft beruhigt mich auch. Sie stärkt meine Entschlossenheit. Ich habe nicht vergessen. Und, wie Jeremy gesagt hat, das kann auch niemals von mir erwartet werden.

Ich habe noch so viele Fragen in meinem Kopf. Mit Jeremy und mir kann es niemals ein Happy End geben. Dessen bin ich mir bewusst. Mir bleibt nur, die guten Momente zu genießen und die vergangenen Glücksmomente zu würdigen, die ich unerwartet mit ihm verbracht habe.

Wenn ich das nicht tue, werde ich den Verstand

verlieren. Ich weiß nicht, wohin unsere Zukunft uns bringen wird. Ich weiß nicht, was für Drehungen und Wendungen uns auf unserem Weg noch begegnen werden. Ich weiß überhaupt nichts über Rose oder Hugh oder ihre Verbindung zueinander. Ich weiß nicht, was mit meiner Mutter geschehen ist oder was mit Paul passieren wird. Kann ich Jeremy davon überzeugen, ihn aus der Anstalt zu entlassen? Oder ist seine Krankheit schon zu weit fortgeschritten, um ihn gehen lassen zu können?

Dieses sind die Sorgen, die in meinem Hinterkopf verweilen. Ich lasse es im Moment nicht zu, dass sie mich berühren. Ich führe das letzte Stückchen Toast in meinen Mund und schaue über den Tisch hinüber in Jeremys Augen. Er belohnt mich mit einem wunderschönen, hemmungslosen, liebevollen Lächeln. Und alles, was ich spüre, ist...

Frieden.

Ende.

Enthüllungen, Teil 9 ist demnächst erhältlich.

Klicken Sie hier, um sich in meine E-Mail-Liste einzutragen, damit Sie am Erscheinungstag eine E-Mail von mir erhalten.

(<http://eepurl.com/RUV5Z>)

Dies ist ein Werk der Fiktion. Alle Namen, Personen, Orte und Handlungen sind frei erfunden oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen, Schauplätzen oder Ereignissen sind rein zufällig.

ENTHÜLLUNGEN, TEIL 8: WIEDERGUTMACHUNG

Copyright © 2015 Edwards Publishing, Ltd.

Alle Rechte vorbehalten.

Englischer Originaltitel: »Uncovering You 8:
Redemption«

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield 2015

Titelbild: Scarlett Edwards

Innengestaltung: Scarlett Edwards

Herausgegeben von Edwards Publishing, Ltd.

Edwards Publishing

477 Peace Portal Drive

Suite 107-154

Blaine, WA 98230

Das Hochladen, Scannen oder die Vervielfältigung dieses Buches auf jegliche Art und Weise --- einschließlich aber nicht beschränkt auf elektronische und mechanische Art, Fotokopieren, Aufnehmen und sonstiges --- ohne die Zustimmung des Inhabers des Urheberrechts sind gesetzlich verboten und strafbar. Bitte erwerben Sie ausschließlich autorisierte Exemplare dieses Werkes und nehmen Sie nicht an oder unterstützen Sie nicht den Handel mit elektronischen Raubkopien von urheberrechtlich geschütztem Material. Vielen Dank für

Ihre Mithilfe.

Vielen Dank fürs Lesen!